Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt
Band: 70 (1988)
Heft: 9

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizer Frauenblatt

5258

Nr. 9 September 1988 Fr. 5.– 70. Jahrgang AZ 8703 Erlenbach

Die Bildhauerin
Annemie Fontana

Apothekerinnen

Frauenförderung ja, aber ...

Selbst ist der Mann – selbstlos die Frau?

Stillen – Freiheit oder Fessel?

Wie würden Sie ohne jede Versicherung dastehen?

Könnten Sie sich vorstellen, ohne jede Versicherung zu leben? Wohl kaum.
Jede Versicherung schützt Sie genau da, wo Sie es brauchen. All das weiss Ihr Versicherungsberater dank seiner Erfahrung. Er betreut ja bereits Ihre Hausrats-, Auto- und Lebensversicherung. Fragen Sie ihn; er wohnt ganz in Ihrer Nähe. Damit Sie nie so dastehen.

Sicherheit ist unsere Aufgabe.

Ihre Versicherungsgesellschaft.

Alba Versicherungen · Alpina Versicherungen · Austria Versicherungen · Basler Versicherungen · berner leben · berner versicherung · Continentale Versicherungen · EA · Fortuna · FA Die Freiburger Allgemeine Versicherung · Genfer Versicherungen · Helvetia Unfall · La Suisse Versicherungen · Limmat · Schweizerische Mobiliar Versicherungsgesellschaft · National Versicherung · Neuenburger Versicherungen · Nieuw Rotterdam Versicherungs-Gesellschaft · Northern Assurance · Patria Versicherungen · PAX Versicherungen · phenix · Rentenanstalt · Schweiz Versicherung · Schweizer Union Versicherungen · VITA Lebensversicherung · Waadt Versicherungen · winterthur versicherungen · Zürich Versicherungen

881

EDITORIAL

Sie liessen nicht auf sich warten. Und sie kamen aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln. Gemeint sind die Reaktionen auf den Aufruf im SF vom Juni, die Stellung der Schweizer Frau in Familie, Staat, Beruf usw. zu beurteilen. ■ Der Tenor aus dem Munde der einen lautet: «Was haben wir nicht alles erreicht! Wir haben das Stimmrecht und die Gleichberechtigung. Und es gibt keine Einschränkungen mehr in Ausbildung und Berufswahl. Der Weg der Emanzipation steht jeder Frau frei. Die moderne Frauenbewegung hat keine Aufgaben mehr.» Ganz anders tönt es bei einer weit grösseren Gruppe von Frauen:

«Es bleibt noch viel zu tun. Der Zusammenhalt in der heutigen Frauenbewegung fehlt. Darum steckt sie in Schwierigkeiten. Wir haben es versäumt, die junge Generation zu mobilisieren. Die Frauenbewegung muss in eine zweite Phase eintreten. Nicht nur bewahren, sondern ausbauen müssen wir das, was wir erreicht haben.» ■ Ich glaube nicht, dass für die Frauen alle Steine aus dem Weg geräumt sind. Sie haben zwar viel erreicht, aber eine gewisse tiefgehende Lähmung ist spürbar, wenn es darum geht, das Vollzugsrad zu ihren Gunsten zu drehen.

Ein Beispiel: Der Regierungsrat des Kantons Zürich beantragt Nicht-Überweisen der beiden im SF/8 erwähnten Frauenpostulate betreffend Frauenförderung an der Hochschule.

Zwar wurde bestätigt, dass die Frauenpräsenz unter den Professoren sehr gering ist. Abzulehnen sei trotzdem jede verpflichtende Förderungsmassnahme.

Zwar wurde anerkannt, dass die Beschäftigung von Lehre und Forschung mit Frauenfragen zeitgemäss ist. Ein diesbezügliches, fakultätsübergreifendes Lehrfach würde jedoch auf eine Absonderung der Frauen hinweisen, und eine solche gelte es zu überwinden.

*Die Annahme, dass **nur** Frauen an Frauen interessiert sind, ist hier zur Denkfalle geworden. Abgewürgt wird damit auch eine Chance zum dringend nötigen Dialog zwischen Mann und Frau. Dabei sehe ich gerade in der Wandlung von der Frauenbewegung zur «Bewegung» schlechthin, von Frauen **und** Männern ausgelöst, unsere aussichtsreichsten künftigen Entwicklungsmöglichkeiten. Ohne diese Integration bleiben viele Frauen «einen Mann weit» von der gelebten Gleichberechtigung entfernt.*

Ursula Oberholzer

INHALT

Zum Titelbild: Polyester-Brunnen von Annemie Fontana	
Editorial	3
Annemie Fontana	4
Kultur hat viele Gesichter	7
Selbst ist der Mann – selbstlos die Frau?	9
Nicht allein den Paragraphen verpflichtet	10
Schwangerschaftsabbruch Persönlichkeitsrecht der Frau?	12
Apothekerinnen	14
Stillen – Freiheit oder Fessel?	18
Für Sie gelesen	21
Markt-Infos	21
Frauenförderung ja, aber ...	22
Die taubengrauen Schwestern	24
Anita Schorno-Flury	26
Frauenförderung ist Aufgabe der ganzen Gesellschaft	27
Veranstaltungen	28
Musiker-Portraits zum Auftakt	30

IMPRESSUM

Chefredaktion:
Ursula Oberholzer

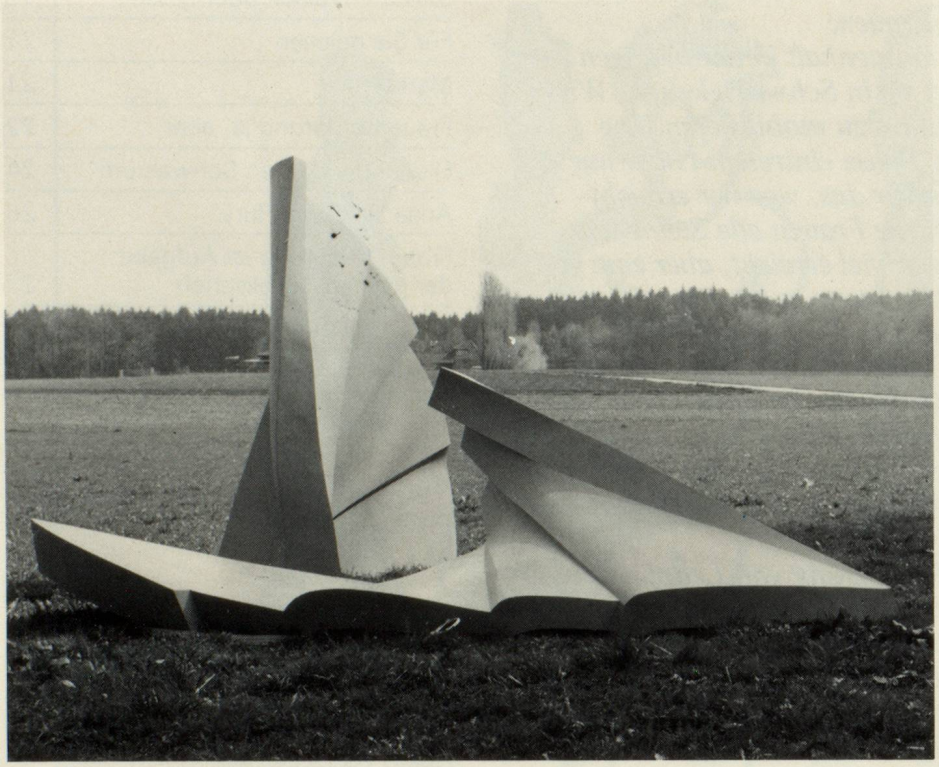
Mitarbeiterinnen dieser Ausgabe:
Margrit Annen-Ruf
Ruth Binde
Katja Fink
Ruth Kocherhans
Isabelle Meier
Ursula Oberholzer
Annemarie Stüssi
Irène Thomann
Annelise B. Truninger

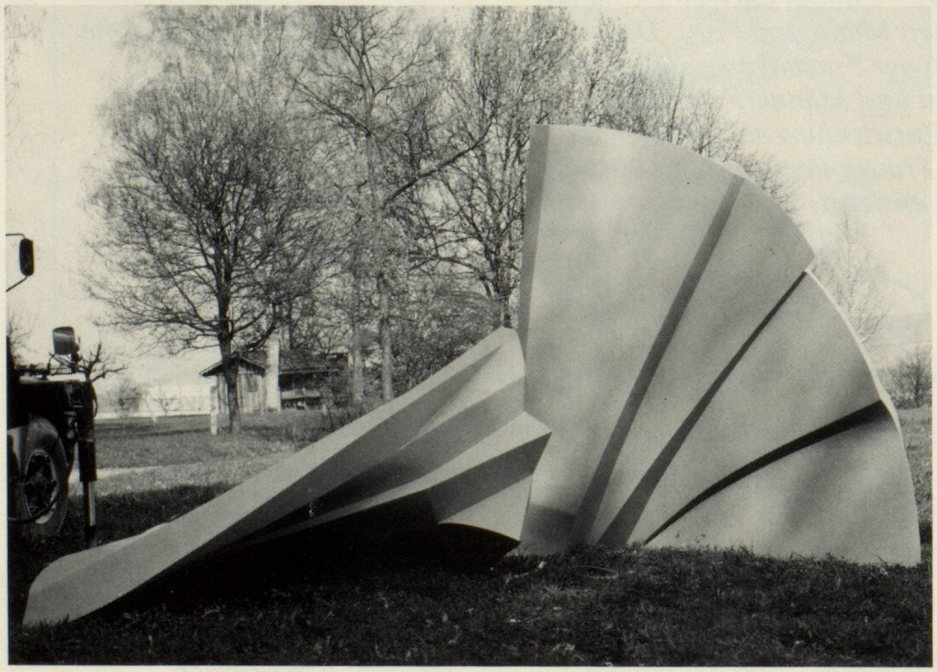
Grafik/Herstellung: Börsig AG
Verlagsleitung: Karl Karner
Verlag Börsig AG
Bahnhofstr. 40, 8703 Erlenbach ZH
Tel. (01) 913 51 11

Anzeigen: KRETZ ANNONCEN AG
Grütstr. 63, 8704 Herrliberg
Tel. (01) 915 38 03

Einzelnummer: Fr. 5.–
Abonnementspreise:
Schweiz Fr. 43.–, Ausland Fr. 53.–
Erscheint 10mal jährlich

Annemie Fontana: Kunst als gestalteter Lebenssinn





«Zwei Flügel», Polyester, 1969–74, Zumikon

Für Annemie Fontana ist Kunst gestalteter Lebenssinn. Die Aussage ihrer Werke teilt sich durch deren Rhythmus, Dynamik und Symbolträchtigkeit dem Betrachter unmittelbar mit, während der tiefere Gehalt erst nach und nach erfasst wird. Dadurch sind auch jene Menschen angesprochen, die sonst zu modernen künstlerischen Darstellungen wenig Zugang finden.

Grenzüberschreitungen

Die heute 63jährige Gestalterin erregte schon früh mit eigenwilligen Grafiken Aufsehen in der Kunstwelt. Internationalen Bekanntheitsgrad erwarb sie sich vorwiegend mit Plastiken und Skulpturen auf öffentlichen Plätzen. Die wohl bekannteste Bauplastik Fontanas ist der signalrote voluminöse Brunnen aus Polyester auf dem Escher-Wyss-Platz in Zürich. Sie hat damit Farbe und Bewegung in die zementene Verkehrswüste gebracht.

Die Lebendigkeit des Materials in der Form sichtbar machen – das ist eines von Fontanas Zielen. «Manchmal arbeite ich jahrelang an einer Grossplastik, die Ideen müssen geboren werden, aus mir herausströmen, ich muss sie sinnlich erfassen», versucht Annemie Fontana ihre Art des Schaffens, des künstlerischen Er-Schaffens zu erklären.

Sie arbeitet mit den verschiedensten Werkstoffen, mit Bronze, Holz, Stein, aber auch Polyesther, Plexiglas, Stahl und Aluminiumlegierung – und natürlich mit Farben.

Ihr Werk umfasst eine breite Palette von Formen und Themen, fasziniert in der Neuartigkeit der Ideen und der ästhetischen Umsetzung.

Zahlreiche Einzel- und Gruppenausstellungen im In- und Ausland, darunter Paris, Den Haag, Budapest, zeugen vom internationalen Rang der Künstlerin. In mehr als einem Sinn überschreitet sie immer wieder Grenzen.

Nur wenige Bildhauerinnen von internationalem Format hat die Schweiz vorzuweisen: Annemie Fontana ist eine von ihnen. Sie habe durch ihre eigenständigen Ideen und durch die Bewältigung schwer zu behandelnder Werkstoffe jenen «hohen Grad künstlerischer Invention» erreicht, mit dem die Grenze des Kunstbereichs überschritten ist, jenseits dessen zwischen Werken von Männern und Frauen kein Unterschied mehr gemacht werde – meinte der bekannte Kunstkritiker Max Bill. In Annemie Fontanas Arbeiten gehe es nur noch «um die Kunst selbst, ohne Stileinschränkung und Ideologie». Anlässlich ihrer letzten grossen Ausstellung vom Mai dieses Jahres im Kunsthaus Glarus hat Annelise B. Truninger die Künstlerin exklusiv für das «Frauenblatt» interviewt.

Auf dem Weg zur Bildhauerin

Bis es soweit war, musste Annemie Fontana allerdings einen weiten und zeitweise hart-steinigen Weg gehen. Und eine typisch weibliche Biografie bewältigen.
In Versoix bei Genf geboren und vaterlos aufgewachsen, absolvierte sie eine Haute-Couture-Lehre.
Nähen und elegante Roben entwerfen befriedigten Annemie nicht. Sie schloss in Luzern eine Lehre in Keramik an. Es folgten der Versuch einer eigenen Keramikwerkstatt und erste Bildhauerarbeiten. Für eine Architekturfirma erstellte sie Modelle. Um die Bildhauerei finanzieren zu können, eröffnete Annemie ein eigenes Couture-Atelier. Nähen am Tag, Stein und Holz und Bronze behauen am Abend. «Als ich 35 war, konnte ich die Nähmaschine verkaufen und mich ganz der Kunst widmen.»

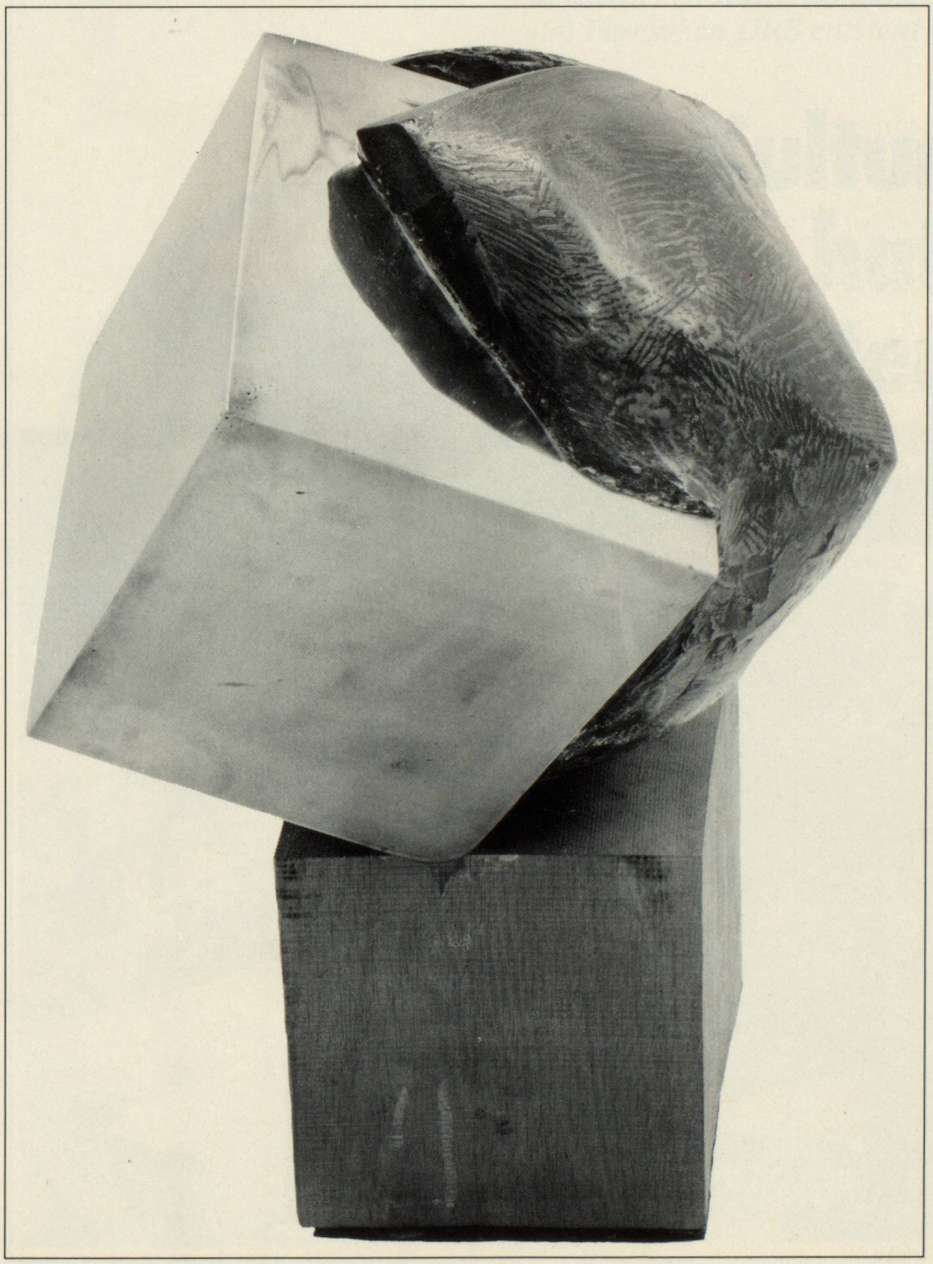
Schon kurz vorher erhielt Fontana ein Stipendium der Eidgenossenschaft und des Kantons Zürich. Manche ihrer Werke befinden sich in öffentlichem Besitz, im Kunstgewerbemuseum Zürich, im Museum Tel Aviv und in Den Haag. Grossplastiken stehen beim Montalin-Schulhaus in Chur, der Kantonsschule Bülach ZH, dem Schwimmbad Mythenquai und Zumikon ZH. Daneben hat Annemie Fontana auch immer gemalt, gezeichnet und mit Siebdrucken experimentiert.
Annemie Fontanas Kunst ist nicht leerformales Tun, sondern sinnvolles Gestalten einer bestimmten Botschaft. Zwei Welten, zwei Formcharaktere treten in ihren Werken auf, bilden Gegensätzliches ab und widerspiegeln den täglichen Widerstreit von Gefühl und Zwang. Die beiden Formen bedingen sich auch gegenseitig, eckige und runde, chaotische und gestaltete, ruhende und dynamische. Unentrinnbar sind sie ineinander verschlungen, wachsen auseinander heraus – der zur Perfektion geschliffene Kubus und die rauhe Kugelform.

Oder umgekehrt: die glänzende Kugel aus Bronze versucht dem dunklen Ekkigen zu entfliehen.

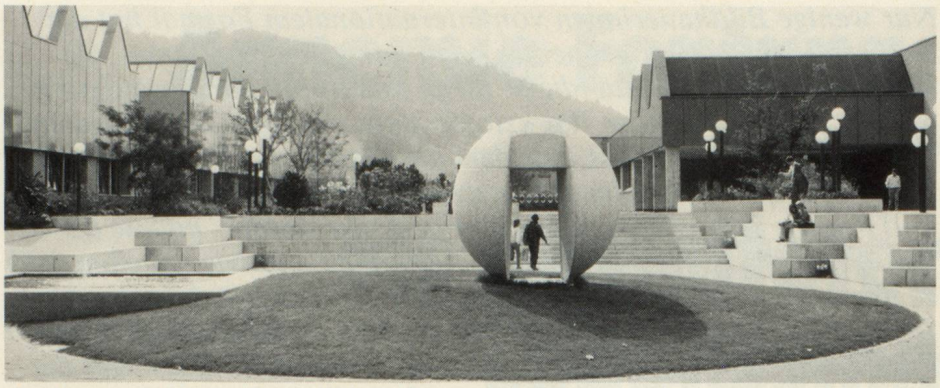
Die Künstlerin nennt denn auch diese Kleinplastiken «Kontraste» oder «Bedrängnis».

Einzig-artige Technik

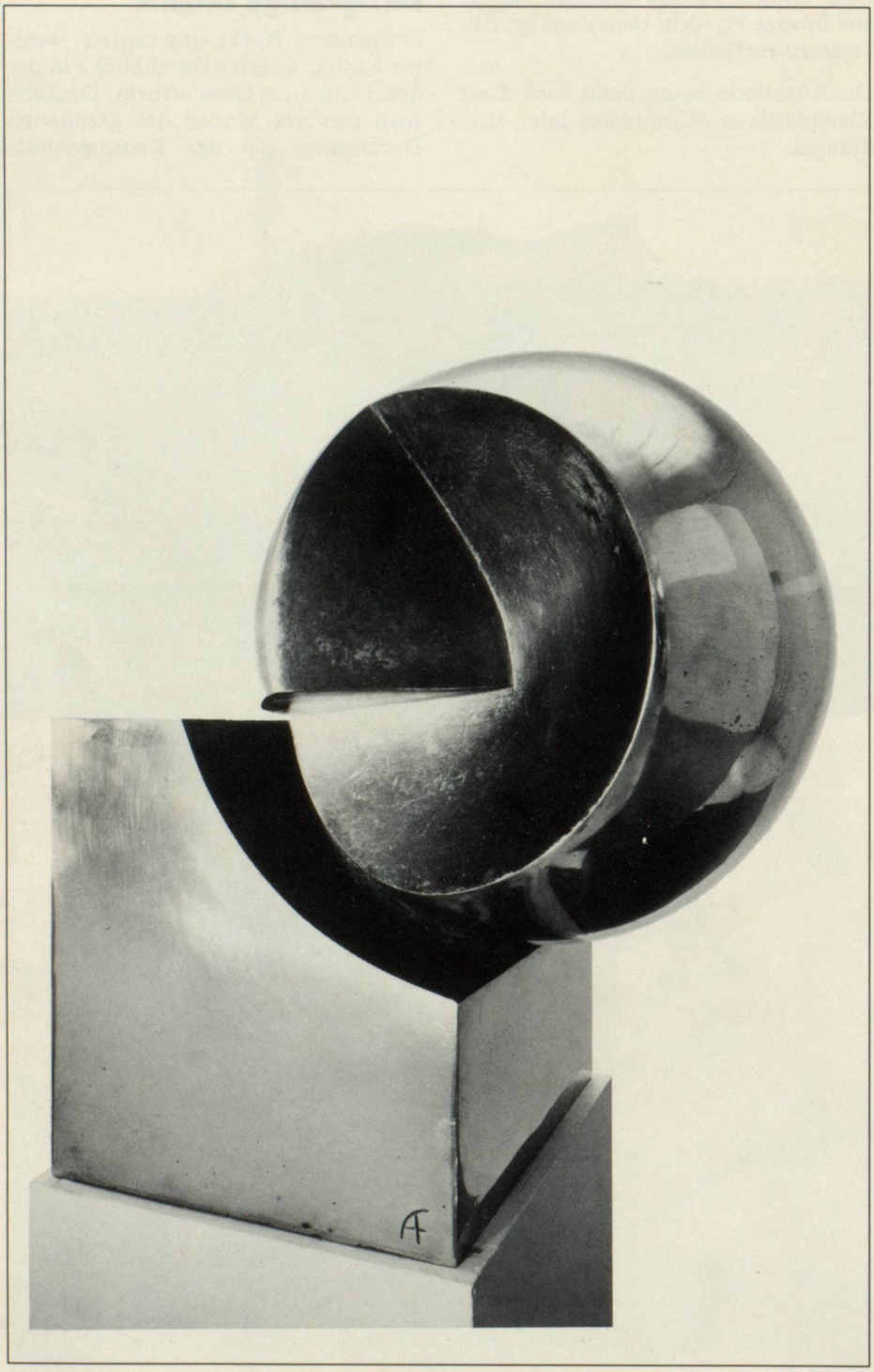
Die neueren Werke sind sanfter, weniger kantig, zeigen «Durchblick» in der übergreifenden Gesamtform. Deutlich wird dies am Modell des granitenen Durchgangs bei der Kantonsschule



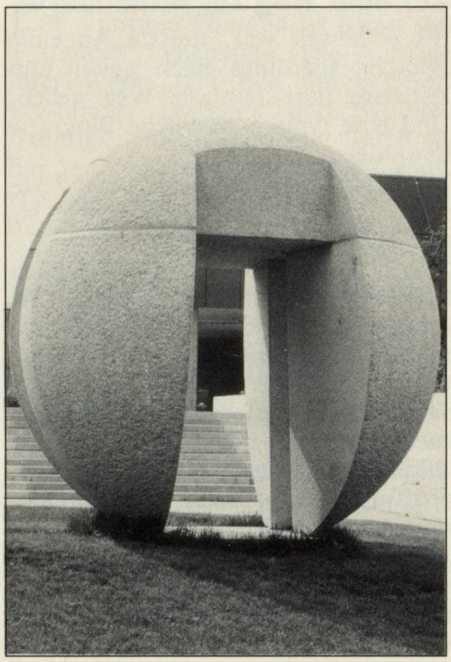
«Kontraste» von Bronze und Holz, Kubus und Kugel, Poliertes und Ungestaltetes.



«Durchgang», «Durchblick», Granit, 1979–83, Kantonsschule Bülach



Kleinplastik «Kontraste», von Form, Material, Dynamik und Stillstand.



Granitener «Durchgang» bei der Kantonsschule Bülach

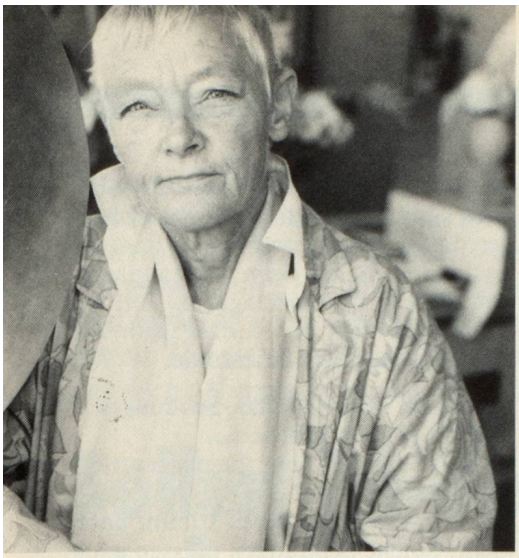
Bülach. Die Plastik hat ein Gewicht von 35 Tonnen bei einer Höhe von 3 Metern.

Annemie Fontana konnte diese Arbeit im Auftrag der Stadt Bülach ausführen, nachdem sie bei einem Wettbewerb den ersten Preis gewonnen hatte. Vier Jahre hat sie an dem Werk gearbeitet. «Bildhauen kostet Zeit», meinte sie.

Auch da will die Künstlerin eine Botschaft vermitteln: «Ich möchte, dass die Kinder hindurchgehen, den Stein anfassen, ein Formgefühl erhalten...»

Kunst zum Meditieren

So wie der Mensch Fontana sich im Lauf der Zeit wandelte, Entwicklungen durchmachte, so veränderten sich ebenfalls die künstlerischen Ausdrucksformen. Die Thematik der Entfaltung, des Herausbrechens, des Durch-etwas-hindurch-Gehenmüssens macht der Darstellung kosmischer Di-



Annemie Fontana, Bildhauerin und Malerin, wohnt heute in Zumikon ZH.

mensionen Platz. Augenfälligster Ausdruck dafür: meterhohe Flügel aus dunkelrotem Polyesther. Die weiterführenden Inhalte sind aber insbesondere in den Siebdrucken ersichtlich. Annemie Fontana hat dabei neue, eigenwillige Techniken entwickelt. Sie experimentiert. Normalerweise lassen sich aus der gewählten Form des Siebs mehrere gleiche Blätter herstellen, welche dann als numerierte Abdrucke verkauft werden.

Wiederholungen sind dieser Künstlerin aber zuwider. Indem sie jeweils – bei jedem Durchgang – andere Farben wählt, macht sie aus jedem Blatt ein Unikat, etwas Einmaliges.

Manche Bilder sind Abbilder von Erlebnissen, andeutungsweise konkret wie «Flughafen», «Gewitter», «New York», wo schemenhaft Maschinenflügel oder Hochhäuser aufscheinen. Sie vermitteln die flächigen Farben und saugen den Betrachter zugleich ein in die Perspektive des Raums, laden ein zum Meditieren.

Annemie Fontana habe «Werke von unbestreitbar hohem Rang» realisiert, schrieb Max Bill. Faszinierend sind vor allem die Verschiedenartigkeit der Materialbearbeitung, die Vielschichtigkeit der Aussage in Form und Farbe, die Neuartigkeit von Ideen. Max Bill meint, Frauen hätten in der Kunstszene noch viel aufzuholen aus der jahrhundertealten Begrenzung und dass sie immer besser sein müssten.

Einige wenige haben es geschafft. Annemie Fontana ist eine davon, eine Künstlerin, die sich mit ihrem Werk internationale Anerkennung erworben und in der Entwicklungsgeschichte der Kunst einen Platz gesichert hat. Sie hat dies getan, nicht «obwohl sie eine Frau ist», sondern «*weil*» sie eine ist, mit Mut zur Eigenständigkeit und einer tief-empfundenen Sensibilität.

Annelise B. Truninger

Fernsehsendungen zu kritisieren ist zu einer weitverbreiteten Lieblingsbeschäftigung geworden. Das Thema erhitzt die Gemüter teilweise mehr, als eigene, wenn auch noch so spannende Alltagserlebnisse dies tun und da jeweils jede und jeder von der eigenen Sichtweise voll und ganz überzeugt ist, besteht keine Aussicht, dass die SRG jemals aus dem Clinch kommt. Im «SF» vom August wollten wir von fünf Fernsehfrauen wissen, wie (un)gleichberechtigt und (un)selbständig sie in ihrem Beruf sind. Ruth Binde ist nun der Frage nachgegangen, unter welchen Bedingungen die heiss umstrittenen Kultursendungen am Fernsehen DRS entstehen.

Kultur hat viele Gesichter

Foto Michael v. Graffenried

Vertonung: Anton Adam, Olga Piazza, Christian Eggenberger

Das Kulturteam: Christian Eggenberger, Oliver Affolter, Beat Regli, Denise Yannoulis, Pius Knüsel, Michael Hegglin, Olga Piazza, Peter K. Wehrli (von rechts unten im Uhrzeigersinn)

Gespräch mit Ellen Steiner, der neuen Kulturchefin vom Fernsehen DRS

Sie sind seit Oktober 1987 «Kulturchefin», d.h. verantwortlich für die Sendungen «Kultur aktuell», «Schauplatz» und «Literaturmagazin». Was hat sich da verändert?
Es ist nicht ganz einfach, von der Kollegin plötzlich zur Redaktionsleiterin zu werden. Die Erfahrungen, die ich zurzeit mache, sind teilweise schmerzhaft, teilweise beglückend. Da wir neue Sendungen haben, die entwickelt werden müssen, mache ich 1988 keine eigenen Beiträge, sondern konzentriere mich auf die Redaktion und gebe die Zielrichtung an.

Foto Ruth Binde

Kulturchefin Ellen Steiner

Betrachten Sie Ihre jetzige Aufgabe als vorübergehend?
Ich betrachte alles nur auf Zeit, da ich alles nur so lange mache, als es für mich eine Herausforderung darstellt. Meine «innere Uhr» sind vier bis fünf Jahre.

Wie hoch ist Ihr Budget?
350000 Franken für alle drei Kultursendungen; das entspricht einer Sendezeit von 26 Stunden. Für den «Schauplatz» und das «Literaturmagazin» stehen uns je 8500 Franken zur Verfügung.

Mit wie vielen Mitarbeitern bewältigen Sie diese Aufgabe?
Mit Sekretariat und freien Mitarbeitern sind wir 17, fest angestellt sind davon sechs.

Müssen Sie Ihre Pläne mit Alex Bänninger besprechen?
Ich finde es nichts als recht und billig, wenn ich mit meinem Vorgesetzten kommuniziere. Ich habe keine Mühe mit dieser hierarchischen Ordnung, solange jemand einleuchtend argumentiert.

Und wie frei sind Ihre «Kulturbuebe», wie Sie Ihre Mitarbeiter nennen, in ihren Entscheidungen?
Für «Kultur aktuell» haben wir jeden Montag eine Sitzung, in der alle Themen besprochen werden. Pro Sendung gibt es einen Aufnahmeleiter, der dafür verantwortlich ist, dass alles klappt. Auch beim «Schauplatz» und dem «Literaturmagazin» bin ich dabei, was nicht heisst, dass ich in die einzelnen Beiträge hineinrede.

Die ersten «Schauplatz»-Sendungen wurden ja sehr kritisiert...
Es ist schwierig, eine themenzentrierte Sendung zu machen, die Mischung von Film- und Studioteil stimmt noch nicht. Solche Sendungen müssen auch wachsen. Wir haben uns ein Jahr Zeit für diese Entwicklung gegeben, und wenn wir dann dazu stehen können, bin ich schon sehr zufrieden.

Wie sieht ein Tag im Leben von Ellen Steiner aus?
Um 6.30 stehe ich auf, höre die 7-Uhr-Nachrichten und bin dann gegen neun Uhr im Büro, weil ich den Tag langsam beginne. Mittags höre ich meist die Wiederholung der Kultursendung «Reflexe» auf DRS 2, eine informative Sendung, die mir auch Impulse vermittelt. Dazu hole ich mir etwas aus der Kantine. Ich liebe diese Pause. Abends habe ich zwischen 18 und 20 Uhr oft noch Besprechungen.

Was sehen Sie selbst am liebsten?
Künstlerporträts und literarische Porträts, und zur Entspannung Krimis. Auch die «Schwarzwaldklinik» schaue ich mir gerne an, ohne mich zu schämen, denn sie ist gut gemacht. Manchmal sehe ich mir auch stundenlang Velorennen an – ich bin ein ganz normaler Fernsehkonsument.

Sind Sie privat eine grosse Kulturkonsumentin?
Vor allem lese ich leidenschaftlich gern, ohne Bücher könnte ich nicht leben. Ins Theater gehe ich auch, aber meine Begeisterung dafür hat abgenommen. Die Oper hingegen liebe ich sehr.

Für welches Publikum machen Sie Ihre Sendungen?
Einerseits natürlich für die Kulturkonsumenten, andererseits erhoffe ich mir, dass die andern durch «Kultur aktuell» angeregt werden, ins Theater oder in eine Ausstellung zu gehen. Beim «Literaturmagazin» haben wir jetzt das Gefühl, beide Seiten zu erreichen.

Haben Sie noch Wünsche?
Ich möchte, dass die Sendungen, für die ich verantwortlich bin, so gut werden, dass wir alle stolz darauf sind. Was mich persönlich betrifft: Ich würde ganz gerne zu einem späteren Zeitpunkt wieder ab und zu eigene Beiträge realisieren.

Ruth Binde

Frauen übernehmen oft die Verantwortung für andere. Sie denken zuerst an den Ehemann, die Mutter, den Chef, die Kinder, den Geliebten. Aber was ist der Preis? Mangelndes Selbstbewusstsein, Unterdrückung der eigenen Bedürfnisse, Aggressionen gegen sich und andere? Zum Thema «Selbstlosigkeit» organisierte die reformierte Heimstätte Gwatt eine Frauenwoche. Isabelle Meier, eine der sechs Kursleiterinnen, berichtet.

Selbst ist der Mann – und selbstlos die Frau?

Ich war Betreuerin in einem Heim. Die Arbeit gefiel mir zunächst. Ich machte oft Vorschläge und setzte mich ein. Lange bemerkte ich nicht, dass mein Chef meine Ideen als die seinen ausgab, d.h. es störte mich nicht. Ich wehrte mich auch bei Ungerechtigkeiten nicht. Denn das hätte geheissen, einen Konflikt auszutragen. ‹Es isch ja alles nöd so schlimm›, dachte ich.»
So schilderte eine Teilnehmerin aus St. Gallen ihr selbstloses Verhalten. Sie blieb nicht die einzige, die ihre Handlungen kritisch zu befragen begann. Die Teilnehmerinnen, Frauen zwischen 25 und 65, viele davon Mütter, zerlegten den Begriff «selbstlos» schonungslos. Was alles ist damit verknüpft: hoffen, sich zurückstellen, verzichten, schweigen, Fassade tragen, dulden, sich unterwerfen, Selbstaufgabe, leiden. Erschreckend war, wie viele Frauen sich mit einem solchen Leben identifizieren konnten.

Wieso verharren Frauen in Selbstlosigkeit?

Wieso wehren sich Frauen nicht für sich? Wieso lächeln sie, wenn es doch nichts zu lächeln gibt? Dennoch sind Erwartungen wie Dankbarkeit und Anerkennung damit verknüpft, selbstloses Handeln verursacht unklare Verhältnisse. Zwei Frauen im Kurs karikierten diese Zweischneidigkeit hervorragend. Selbstlosigkeit wird hier zu einem Machtmittel, gerät zur fiesen Tugend.

Blockierung der Ich-Bildung

Unsere Gesellschaft ist wesentlich mitbeteiligt an solchen «weiblichen» Charaktereigenschaften. Die traditionelle Machtverteilung zwischen Mann und Frau zwingt die Frau auf eine Sozialisation innerhalb der privaten Sphäre, der Familie. Öffentliche Macht, Kompetenz, Herausbildung eines weiblichen Selbstbewusstseins kommen insofern ins Stocken. Eva Schär von der reformierten Heimstätte wies in ihrem Referat «Selbstlosigkeit – eine Tugend?» auf diese Phänomene hin. Sie zitierte die Philosophin Brigitte Weisshaupt: «Bis heute wird die Herausbildung eines Selbst bei Frauen eher verhindert als gefördert. Im Sozialisationsprozess von Frauen findet eine Blockierung in der Entwicklung zu einem eigenen Ich statt. An dem Punkt in der Entwicklung, wo es um die Annahme des eigenen Ichs geht, auch um die Sorge und Fürsorge für dieses Ich, und um eine Verantwortlichkeit für sich selber, findet ein rätselhafter *Bruch* statt.» Die Sorge wird umgeprägt in Sorge für die anderen. Das Entscheidende wäre, wie Eva Schär zeigte, die Herausbildung eines Selbst. Dies aber wird zugunsten der Sozialisation zur Mutter, die sich für ihr Kind auflöst, übersprungen (jedenfalls bei einer «idealen» Mutter). Dieser Tatsache ins Auge zu schauen, war für viele im Kurs schmerzhaft und ungewohnt. Die Entwicklung eines Selbstbewusstseins bei Frauen wurde zudem jahrhundertelang vernachlässigt. Wenn Frauen heute ihr Selbst entwickeln wollen, dann – und das war allen klar – soll dies nicht zu ihrer Vermännlichung führen. Nicht das männliche Selbst ist unser Vorbild, sondern die Suche nach der wahren und vollen Weiblichkeit. Das ist sicher ein beschwerlicher und mit Selbstzweifeln gepflasterter Weg. Eva Schär meinte in Anlehnung an Christina Thürmer-Rohr: «Wir sind ‹Vagabundinnen› zwischen der alten Gesellschaft und etwas noch unbekanntem Neuen.
Der Mut zum Aufbruch war in der Frauenwoche trotz den Schwierigkeiten spürbar. Auch wenn er nur in kleinen Schritten vor sich gehen wird.

Isabelle Meier

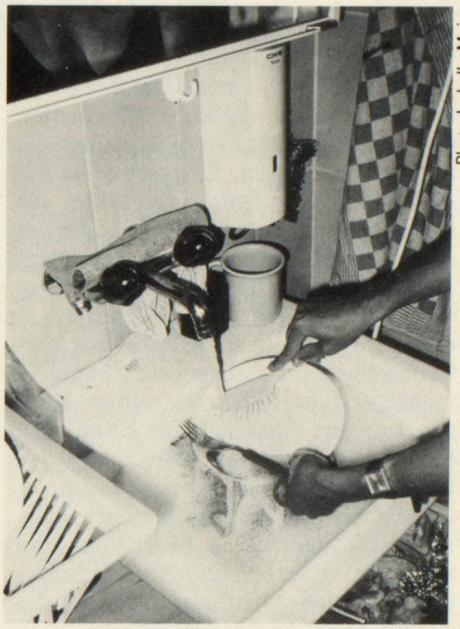
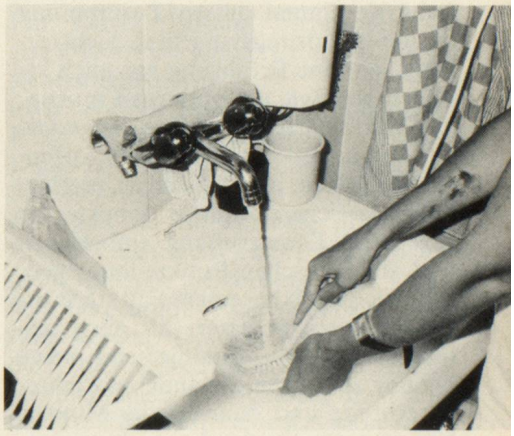


Photo Isabelle Meier



Eine der alltäglichen Gratisarbeiten der Frau: Abwaschen

Nicht allein den

Unsere Sozialgesetzgebung ist so bürgernah wie kaum ein anderes Rechtsgebiet. Jede(r) einzelne ist in irgendeiner Form darin eingeschlossen. Die wichtigsten Bereiche der Sozialversicherungsfälle betreffen denn auch AHV, IV, Arbeitslosen-, Kranken- und Unfallversicherung. Zuständig in letzter Instanz ist das Eidgenössische Versicherungsgericht. Von Ursula Widmer-Schmid, als erste Frau an dieses Bundesgericht berufen, wollten wir erfahren, welchen Weg die Paragraphen gehen und welche Aspekte die Bundesrichterin in dieses etablierte Männergremium einbringt.

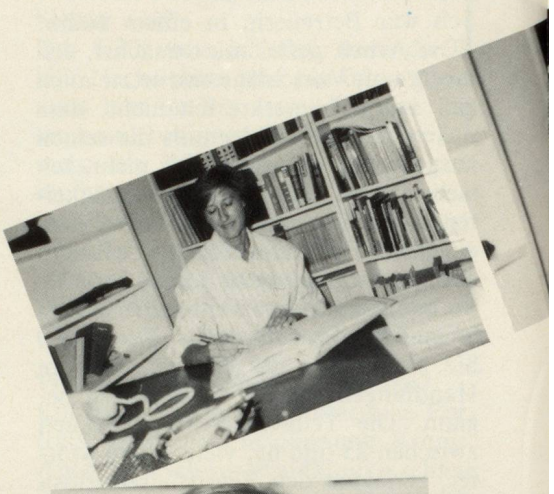
«Wir arbeiten hier ohne grosses Publikum, sehen die Bürgerinnen und Bürger, die ihr Recht suchen bei uns, praktisch nie. Wir kennen sie nur aus den Akten. So gesehen ist die Arbeit an sich einsam», erklärt die Bundesrichterin mit dem Luzerner Anwalts- und Notarpatent. Nach dem Jusstudium in Zürich machte sie ihre ersten Praxisschritte am Bezirksgericht Horgen. Vor ihrer Wahl ans Versicherungsgericht war sie während mehrerer Jahre Oberrichterin im Kanton Luzern, zuständig für Familien-, Kind- und Strafrecht. Ihre langjährige Erfahrung im Richterberuf macht es ihr leichter, die ihr zugewiesenen Fälle möglichst neutral zu bearbeiten und nach der Unterbreitung ihres Urteilsentwurfs den Mehrheitsentscheid des Richtergremiums zu akzeptieren, auch wenn sie einmal dessen Zustimmung für ihren Lösungsvorschlag nicht erlangt. «Meine Erfahrung hat mich insofern geprägt, als ich lernen musste, im Gegensatz zu einem Parteienvertreter, den jeweiligen Fall völlig ‹offen› zu beleuchten, also Lösungen zu erarbeiten, welche sämtliche Aspekte der gegebenen Gesetzgebung einbeziehen und alle kritischen Punkte aufzeigen. Wenn ich mich bei einem Fall stark engagiere – ein geistiger, oft auch seelischer Prozess – abschliessend meine Lösung zuhanden der anderen Richter unterbreite und dann in die Minderheit versetzt werde, kann das schon weh tun.»

Im Eidgenössischen Versicherungsgericht in Luzern mit Sitz in einer gutbürgerlichen Villa etwas ausserhalb des Stadtkerns amtieren 9 Richter und 20 Gerichtsschreiber.
Spezialistentum regiert hier keines, es sei denn ein sprachregionales, da dem Tessiner und den beiden welschen Richtern die entsprechenden Fälle zugeteilt werden.

Entscheide von nicht grundsätzlicher Bedeutung werden in einer richterlichen Dreierbesetzung behandelt. Sobald jedoch über eine Grundsatzfrage gerichtet werden muss, geht es nicht unter einer Fünferbesetzung. Vollzählig und einstimmig muss das Bundesgericht dann entscheiden, wenn es um eine Praxisänderung geht.

Wenn Gesetze überholt sind

Gesetzgebung ist ohne historische Entwicklung kaum denkbar. Änderungen drängen sich immer wieder auf, sind aber in einem demokratischen Staat einem langwierigen Prozess ausgesetzt, so dass ihre Realisierung in der Regel der Zeit weit hintennach hinkt und in der Folge bereits nicht mehr korrespondiert mit anderen Rechtsordnungen unter demselben Hut.
Muss es da nicht allenfalls recht schwer fallen, ein Recht anzuwenden, das längst überholt ist und vom System her nicht mehr aufgeht? Kann Frau Widmer als Bundesrichterin in



Paragraphen verpflichtet

Fotos Elfie Wollenberger

Bundesrichterin
Ursula Widmer-Schmid

solchen Fällen eine Revision der Gesetzgebung empfehlen und auch beschleunigen?
Widmer: «Da unsere Gesetzgebung dem Parlament vorbehalten ist, haben wir hier am Gericht selbstverständlich reine Rechtsanwendung zu betreiben. Was aber verschiedentlich gemacht wird, sind unserseits Vorstösse an die Adresse des Parlaments mit Hinweisen betreffend wünschenswerte Änderungen. Extrem unbefriedigend ist natürlich zurzeit das AHV-Recht im Zusammenhang mit dem neuen Eherecht.»

Frauenstandpunkt und Sozialversicherung

Bei der damaligen Schaffung der AHV regierte ein Parlament von verheirateten Männern. Begreiflich, dass die verheiratete Frau als Normalfall galt, keinerlei Beiträge zu entrichten hatte, weil die Auslegung, «via Unterhalt bezahle der Ehemann für die Frau Sozialversicherungsleistungen», nie zensiert wurde. Widmer: «Und dabei stimmt das nun wirklich nicht. Der Ehemann bezahlt genau die gleichen Beiträge wie der Unverheiratete. Im Gegenteil: Die Solidarität der anderen Beitragspflichtigen finanziert die Aufstockung der Ehepaarrente.»
Nun ist inzwischen das neue Eherecht, welches auf gleichgewichtiger Partnerschaft basiert, in Kraft. Es stützt sich neben anderem auch auf den beidseitigen Beitrag an die eheliche Gemeinschaft.
Für welche Lösung betreffend 10. AHV-Revision plädiert die Sozialversicherungsexpertin?
«Ich sehe die zivilstandsunabhängige Rente als die bis heute beste Lösung. Dass man dann sofort davon ausging, die Heraufsetzung des Rentenalters der Frau sei die korrekte Folge der Gleichberechtigung, stört mich, denn dann müssten gleichzeitig auch wirklich berechtigte Frauenpostulate erfüllt werden. Die 10. AHV-Revision darf solch grundsätzliche Überlegungen nicht ausser acht lassen, denn eine nächste Chance für eine Revision kann unter Umständen lange auf sich warten lassen. Schönheitsfehler in unserer Sozialversicherungsgesetzgebung gibt es auch bei der IV. Da nämlich, wo die Änderung des Zivilstandes zu erheblichen Veränderungen der Leistungen führt. Auch das ist unbefriedigend. Ein weiteres Beispiel ist die Krankenversicherung: Ich sehe nicht ganz ein, warum die Frauen höhere Prämien zahlen sollten.»

Fraglos ermöglicht die Mitwirkung von Ursula Widmer im Männergremium des Eidg. Versicherungsgerichts durch ihren Einsatz und ihren Mut, auch einmal den konventionalen Rahmen zu sprengen und in der Urteilsfin-

dung erstmalige Aspekte einzubringen, auch eine breitere Abstützung des jeweiligen Frauenstandpunktes in der Rechtssprechung des Bundesgerichts. Ein Vorteil, den ihre männlichen Kollegen geniessen. Von ihnen geschätzt wird zusätzlich auch ihre feinspürige Persönlichkeit, die verbunden ist mit sportlicher Solidarität und juristischer Kompetenz.

Mit den eigenen Kräften haushalten

Weichenstellungen im Laufe ihres Lebens haben das Ihre zur Entwicklung einer Eigenständigkeit beigetragen, die sich auch im Privatleben widerspiegelt.
Mit ihrem Mann, der in Luzern eine Anwaltspraxis führt, ist sie seit zwanzig Jahren verheiratet. Dass die berufliche Belastung beider Ehepartner auch das Privatleben färbt, bleibt ohne Zweifel.
Wie beschreibt die Juristin und politisch in der FDP aktive Berufstätige die ideale Lösung der drei oft zum Scheitern verurteilten Nahtstellen «Partnerschaft – Karriere – Kinder»? Und wie sieht im Vergleich zum Ideal ihre eigene gelebte Wirklichkeit aus?
Widmer: «Die heutige Frau sollte vermehrt in sich hineinhorchen, um herauszufinden, wie belastbar sie in Wirklichkeit ist und wie sie mit ihren eigenen Kräften zu haushalten vermag. Wünscht sie Kinder und Karriere zu verbinden, geht es auf keinen Fall ohne die moralische Hilfe des Mannes. Es darf nicht alles auf dem Buckel der Frau ausgetragen werden – ich sehe bei all den Ehen, die rundum scheitern, dass die Überforderung der Frau ein Grundübel ist. Mit den veränderten Wertvorstellungen wird sich jedoch allmählich auch die jüngere Generation in ihrem Beziehungsverhalten wandeln.»

Auf eigene Kinder hat das Ehepaar Widmer bewusst verzichtet. Lange Gespräche gingen diesem Entschluss voraus: «Keine Kinder ist für uns ein echter Verzicht. Eine Aufgabenteilung wäre die Ideallösung. In unserem Fall war sie aber nicht realisierbar.»

Ausgleich zu ihrer beruflichen Tätigkeit findet Ursula Widmer neben ihrer Vorliebe für Lesen, Sport und Wohnen auf dem Surfbrett, das auf dem Alpnachersee bei gutem Wind ihre Geschicklichkeit herausfordert und ihr weit mehr bedeutet als Spiel und Wettkampf mit dem Element Wasser.

Ursula Oberholzer

Bereits 1971 ist in der Schweiz – mit der Lancierung einer Volksinitiative – die Diskussion über den straflosen Schwangerschaftsabbruch in Gang gebracht worden.

Anne-Marie Rey, Deutschschweizer Präsidentin der SVSS (Vereinigung für Straflosigkeit des Schwangerschaftsabbruchs), erklärt, dass seit Ende der 60er Jahre in fast allen westeuropäischen Ländern die Abtreibungsgesetze liberalisiert worden sind und dass die Mehrheit dieser Länder die Fristenlösung eingeführt hat. «Das schweizerische *Gesetz* (nicht unbedingt die Praxis) gehört heute zu den restriktivsten weit und breit. Die Schweiz befindet sich damit in einer winzigen Gruppe konservativer Länder, die nicht zumindest die soziale Indikation kennen.»
Höhepunkte in Richtung Liberalisierung seien die Urteilssprüche der Obersten Gerichtshöfe der USA von 1973 sowie Anfang dieses Jahres in Kanada gewesen. Beide Gerichte hätten einschränkende Abtreibungsgesetze als unvereinbar mit den Persönlichkeitsrechten und der Menschenwürde der Frau erklärt.
Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre, entflammte auch in zahlreichen andern Ländern die Auseinandersetzung um den freien Entscheid der Frau für oder gegen einen Schwangerschaftsabbruch. Sie dauert überall heute noch an und wurde bzw. wird getragen auf der einen Seite durch die neue Frauenbewegung, liberale Ärztekreise und weitere politische und nichtpolitische, liberale und progressive Kreise. Auf der andern Seite versuchten und versuchen insbesondere christlich-konservative und fundamentalistische Kräfte, Liberalisierungen zu verhindern oder rückgängig zu machen. In der Schweiz ist ihnen dies bis heute eigenartigerweise gelungen – wenigstens auf gesetzgeberischer Ebene – während in umliegenden (auch katholischen) Ländern die Fristenlösung längst Gesetz ist.
Heute leben 40% der Weltbevölkerung in Ländern, die eine Fristenlösung kennen (dazu gehören neben den genannten einige Ostblockstaaten und insbesondere die UdSSR und China). Nur ganz wenige, ausgesprochen diktatorisch regierte Länder wie Rumänien und Iran haben ihre Abtreibungsgesetze in den letzten Jahren eingeschränkt.

Von der Praxis zum Gesetz

Im Gegensatz zu dem, was sich in andern Ländern abspielte, hat sich in den Niederlanden vorerst die Praxis liberalisiert. Das Gesetz wurde erst viel später der Praxis angepasst. Dr. Evert Ketting, Soziologe aus Utrecht und als Forscher Mitarbeiter von STIMEZO Nederland (einer Dachorganisation von holländischen Schwangerschaftsabbruch-Kliniken) glaubt, dass das ein Glücksfall war.
Bis Mitte der 60er Jahre war es in Holland fast unmöglich, einen Schwangerschaftsabbruch durchzuführen. Dann erfolgten sehr rasch grosse Veränderungen: Die Einstellung zu Familie, Partnerschaft und Sexualität wurde liberaler; Verhütungsmittel wurden legalisiert und krankenkassenpflichtig; über Sexualität konnte offen geredet werden.
Gestützt auf ein juristisches Gutachten begannen einzelne Gynäkologen, das Gesetz so zu interpretieren, dass es Aufgabe der Mediziner sei zu entscheiden, wann eine Ausnahme vom gesetzlichen Abtreibungsverbot angezeigt sei. Es entstanden an einigen Universitätskliniken sogenannte Indikationsgruppen, welche einen Konsens zu finden suchten, was einen akzeptierbaren Grund für einen Schwangerschaftsabbruch darstelle. Je länger die Diskussion andauerte, und je mehr die Ärzte mit den wirklichen Problemen der Frauen konfrontiert wurden, desto mehr setzte sich die Erkenntnis durch, dass nur eine Möglichkeit sinnvoll sei: dass die Frau selbst entscheide, ob ein Abbruch notwendig sei. Der einzige Experte in dieser Frage sei die Frau selbst – alles andere sei Unsinn. So wurde es möglich, dass der Schwangerschaftsabbruch auf blossen Antrag der Frau durchgeführt wurde, obschon das Gesetz Abtreibung immer noch verbot.
Nach Ansicht von Ketting ist es die jahrelange intensive Diskussion in der Öffentlichkeit, die intensive Sexualerziehungsarbeit sowie das System der sozialmedizinisch ausgebildeten Hausärzte, die den Erfolg der Liberalisierung in Holland begründeten. Das optimale Betreuungsangebot führt auch dazu, dass Holland eine äusserst niedrige Abtreibungsrate hat, dass Verhütungsmittel weit verbreitet sind und dass ernsthafte psychische Probleme bei Frauen nach dem Schwangerschaftsabbruch selten sind.

Gesetzesänderung allein genügt nicht

In Österreich wurde die Fristenlösung relativ rasch auf politischem Weg eingeführt. Nach Dr. Albin Dearing,

Strafrechtswissenschafter aus Wien, war dies nur möglich dank einer grundlegenden Veränderung des politischen Klimas Anfang der 70er Jahre, als die Neue Frauenbewegung im Erstarken war und die Sozialdemokratie einen neuen Aufbruch erlebte.

Das österreichische Gesetz stuft den Schutz des ungeborenen Lebens in zeitlicher Hinsicht ab:

- kein Strafschutz zwischen Empfängnis und Nidation
- anschliessend ist der Schwangerschaftsabbruch während drei Kalendermonaten prinzipiell straffrei, ohne dass es zusätzlicher Begründungen bedürfte
- für die folgenden Schwangerschaftsmonate ist der Schwangerschaftsabbruch grundsätzlich verboten und nur als Ausnahme bei einer eher engen Indikationsstellung zulässig.

Der von vielen befürchtete «Dammbruch» hat auch in Österreich nicht stattgefunden. Weder wurden die Geburtenzahlen durch die Fristenregelung beeinflusst, noch sind die Abbrüche ins Unermessliche gestiegen. Seit 1976 ist im Gegenteil eine rückläufige Tendenz festzustellen.

Bei den Motiven zum Schwangerschaftsabbruch steht die Angst der Frau im Vordergrund, dem Kind nicht genügend Sicherheit und Geborgenheit bieten zu können. Dies obschon in Österreich die Lage der ledigen Mütter durch zahlreiche familienpolitische Massnahmen verbessert worden ist.

Was nach Ansicht von Dearing in Österreich zu kurz gekommen ist, ist die gesellschaftspolitische Diskussion um Fragen der Sexualität und der Fertilität, so dass heute noch eine grosse Diskrepanz besteht zwischen dem Gesetz und der gesellschaftlichen Einschätzung des Schwangerschaftsabbruchs. Das führt in der Praxis zu einem Beratungs- und Betreuungsdefizit und hat seelische und moralische Schwierigkeiten für die Frauen zur Folge. Darauf ist auch die vergleichsweise schlechte Schwangerschaftsverhütungspraxis in Österreich zurückzuführen.

Das Beispiel Österreich macht klar, dass die strafrechtliche Liberalisierung des Schwangerschaftsabbruchs ein zwar notwendiger, aber nicht hinreichender Schritt in Richtung eines autonomen Umganges mit den Problemen der menschlichen Fruchtbarkeit ist.

Ursula Oberholzer

Schwangerschaftsabbruch: Persönlichkeitsrecht der Frau?

Fühlen sich Apothekerinnen von ihren männlichen Kollegen akzeptiert? Wie steht es mit der Kundschaft: Wendet sich diese vertrauensvoll an den weissgekleideten Mann im Laden, und verlässt sie sich eher auf sein Urteil als auf das ihrer Geschlechtsgenossin, die genau das gleiche anspruchsvolle Studium hinter sich hat? Was macht Freude an diesem Beruf? Mit solchen und ähnlichen Fragen konfrontierte das «Schweizer Frauenblatt» fünf Frauen. Aus ihrer persönlichen Situation heraus entstanden fünf Lebensmuster, die exemplarisch aufzeigen, welche Chancen einer Pharmaziestudentin offenstehen.

Apothekerinnen-Fachfrauen an der Verkaufsfront

Dr. Dorothee Padrutt (53), «Schimmelapotheke» Zürich

«Als ich zur Präsidentin des Kantonalzürcher Apothekervereins gewählt wurde, hat es nicht geheissen, endlich haben wir eine Frau: Es war selbstverständlich, dass wir es auch können», demonstriert Frau Dr. Dorothee Padrutt an einem Beispiel, wie die Gleichberechtigung unter den Kollegen spielt. Schliesslich mussten sowohl die männlichen als auch die weiblichen Vertreter dieser Berufsgruppe die gleichen hohen Hürden bis zur Selbständigkeit nehmen.

Bei der Zürcherin Dorothee Padrutt sahen die Stationen ihres Werdegangs so aus: Töchterschule – drei Semester Pharmaziestudium in Lausanne – Praktikum in Zürich – Abschluss an der ETH – Arbeit beim IKRK in Wien – Stelle in Stockholm – Rückkehr nach Basel in das «Institut für experimentelle Gerontologie». «Wir hatten einen sehr vitalen ungarischen Leiter, von dem ich sehr viel profitieren konnte», erinnert sich die dort halbtags als Sekretärin tätige Akademikerin. «Hier konnte ich meine Dissertation über ‹die Wirkung von Medikamenten bei alten und jungen Tieren› schreiben und wichtige Freundschaften zu Persönlichkeiten der dort ansässigen Pharmaindustrien knüpfen.» Die allerwichtigste Beziehung knüpfte sie aber in Griechenland, wo sie auf einer Reise ihren Mann Christian Padrutt kennenlernte, der bis zu seinem tragischen Tod 1975 Professor am Publizistischen Seminar der Universität Zürich war.

Doch als nach Abschluss des Studiums geheiratet wurde, war der Bündner zunächst Alleinredaktor einer Churer

Fotos Katja Fink

Zeitung und in dieser Funktion ständig auf Achse. «So war ich fast gezwungen, mir einen eigenen Freundeskreis zu erarbeiten und vor allem den Beruf nicht zu vernachlässigen», sinniert die bereits damals dem Club der Soroptimisten in Chur angehörende Apothekerin, dessen schweizerische Präsidentin und Gouverneurin sie später wurde.

Das eigene Beziehungsnetz fing sie auf, als sie ein Jahr, nachdem sie die «Schimmelapotheke» an der Birmensdorferstrasse 94 in Zürich kaufte, ihren Mann verlor.

«Ich hatte einen neuen Lebensinhalt. Meine Liebe zu meinem Beruf führte mich auch allmählich in den Vorstand unserer Standesorganisation, dessen Zürcher Kantonalverein ich seit 1982 präsidiere und auch noch seine Delegierte auf nationaler Ebene bin».

Der Kontakt zu den Kunden, der ihr den Beruf so sympathisch macht, ist in ihrer Quartierapotheke besonders eng. «Es besteht ein ausgesprochenes Vertrauensverhältnis. Wir bringen oft die Medikamente auch heim – und das wird uns manchmal mit kleinen Anerkennungsgeschenken gedankt.»

Die Kunden selbst brauchen den Kontakt, die Beratung. Wird zunächst der Dialog mit dem «Chef» gesucht, wird bald auch «frau» als das anerkannt, was sie ist: Fachkraft für Medikamente, die sich auf ihrem Gebiet immer weiterbildet – sei es in Kursen, mit Fachliteratur oder auf Vorträgen. Und Fortbildung ist wichtig.

«Als ich studierte, herrschte eine positive Einstellung zum Medikament. Heute sind die Leute sehr verunsichert wegen der Nebenwirkungen oder der falschen Interpretationen wie Naturprodukt = gesundes Produkt. Pflanze ist aber nicht gleich Pflanze. Je nachdem, wann z. B. eine Lindenblüte geerntet wird, hat sie keine Wirkstoffe mehr. Seriöse Firmen überprüfen immer wieder die Qualität.»

Was hält sie von der Selbstdispensation der Ärzte? «Auf dem Land, wo sie bei uns zugelassen ist, habe ich in sehr abgelegenen Gebieten nichts einzuwenden, nicht aber in Ortschaften, wo der Medikamentenbedarf durch eine oder mehrere Apotheken für die Bevölkerung sichergestellt ist. Der Arzt hat bedeutend weniger Medikamente vorrätig als eine Apotheke. Zudem wird im Fachgeschäft der korrekten Lagerhaltung grösste Aufmerksamkeit geschenkt. Abgesehen davon können die Apotheker innerhalb von 2–3 Stunden auch das beschaffen, was sie nicht vorrätig haben.»

Heute, wo immer mehr Leute mehrere Ärzte konsultieren, kommt dem Beruf des Apothekers eine grössere Bedeutung zu. «Präsenzzeiten von bis 45 Stunden sind die Regel, was leider viele Frauen vor der Selbständigkeit zurückschreckt; obwohl sich der Beruf immer mehr zu einem eigentlichen Frauenberuf entwickelt. Mit dem Staatsexamen an der Zürcher ETH oder an einer anderen Uni bekommt man nach sechs Jahren die Berufserlaubnis, und für den Doktor muss man noch zwei bis drei Jahre dazurechnen.»

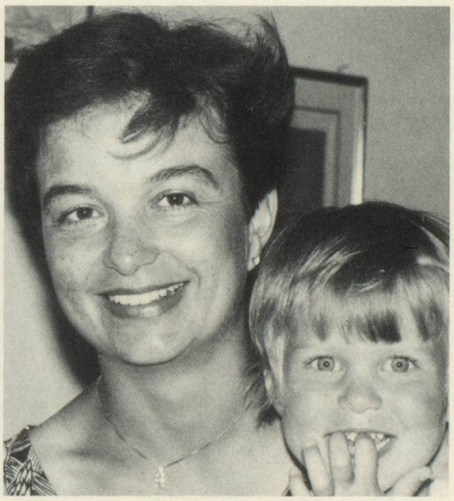
Was Dorothee Padrutt und ihren Kollegen Verdruss bereitet, ist ein Bundesgerichtsurteil, wonach der Inhaber einer Apotheke nicht Apotheker sein muss: «Wir haben Angst, dass die grossen Ketten einbrechen.»

Barbara Thomann (33), Teilzeit-Apothekerin

Das Vorbild einer berufstätigen Mutter bringt die junge Akademikerin von daheim mit: «Ich fühlte mich auch zu den Naturwissenschaften hingezogen und versprach mir vom Beruf einer Apothekerin die Möglichkeit, Hilfe zu leisten, zu beraten.»
Ein bisschen enttäuscht wurde sie vom Studium, das allzu naturwissenschaftlich orientiert war und ein sehr langes Praktikum vorsah. Nach einer Studienreform 1980 und einer, die noch kommt, sollte sich die Situation insofern ändern, dass das Studium mehr pharmazeutisch-medizinisch ausgerichtet ist. Wie hat sie es gehalten nach der Ehe, die sie vier Wochen nach Abschluss der Staatsexamen mit ihrem Tanzschulschatz einging?
«Zunächst habe ich 15 Monate in einer Apotheke auf dem Zollikerberg voll gearbeitet, später zwei Tage pro Woche», rekonstruiert die zweifache Mutter ihre Laufbahn. «Ich habe dazwischen sogar zwei Jahre ausgesetzt. Jetzt arbeite ich zweimal pro Monat am Samstag in der ‹Kreuz›-Apotheke, während mein Mann, der mich voll und ganz unterstützt, auf die Kinder aufpasst.»
Ist es einfach, auf diesem Beruf eine Teilzeitstelle zu finden? «Bei mir war es so, dass ich ein Inserat aufgab. Als wegen der damaligen Flaute kein Angebot kam, fing ich an, mit dem Telefonbuch in der Hand, von Meilen bis Zürich jede Apotheke anzurufen und mich vorzustellen.»
Den Bezug zu der Praxis braucht sie, sonst würde ihr die Motivation fehlen, sich oftmals am Abend in eine ihrer zwei Fachzeitungen oder in ein Buch zu vertiefen. Und in ihrem Beruf ist man ohne Weiterbildung schnell draussen. Kurse konnte sie aus zeitlichen Gründen selbst keine besuchen, dafür organisiert sie jetzt seit 1½ Jahren solche für Apothekenhelferinnen. «Ich wurde damals von zwei Apothekern angefragt, ob ich nicht Lust hätte, die Ausbildung der Apothekerinnenhelferinnen à jour zu bringen, sie zu motivieren, sich weiterzubilden.» Was in kleinem Rahmen begann, zunächst zwei, später zehn und heute 45 Apotheken aus dem ganzen Kanton mit 100 Helferinnen, sprengte bald den Rahmen, und was sie anfänglich allein machen wollte, tut sie jetzt in Zusammenarbeit mit Fachärzten.
B. Thomann: «Ich stelle eine Liste mit Themen zusammen, suche Referenten, bespreche mit ihnen ihre Referate und bin bei den 20mal pro Jahr stattfindenden Kursen meistens dabei.»
Dieses einmalige Experiment – «in der Waadt sind Bestrebungen im Gange, etwas Ähnliches aufzuziehen» – stösst auch bei den Ärzten auf gutes Echo, so dass sie immer genug Referenten hat.

Überhaupt ist ihr Verhältnis zu den Ärzten sehr gut, obwohl die engagierte Zollikerin «die Selbstdispensation nur in ganz speziellen Fällen für gerechtfertigt» hält. Sie ist auch gegen die Homöopathie, falls sie ohne spezielle Ausbildung angewendet wird.
«Man kann Homöopathie nicht über den Ladentisch verkaufen wie die gängigen allopathischen Mittel, bei denen man den Patienten anhört, sich ein Bild von seinen Symptomen macht, berät. Bei der Homöopathie ist ein persönliches, längeres Gespräch, bei dem man sich ein Bild vom ganzen Menschen machen kann, Voraussetzung.»

Nicht nur mit diesem Feld ihres sehr anspruchsvollen Berufes hatte sie sich auseinanderzusetzen, sondern überhaupt hat sie das Gefühl, «jedes Gebiet sei ein Eisberg, von dem ich nur



die Spitze kenne». An ihrer Halbzeitstelle hat sie grosse Freude, weil sie auch nicht Gefahr läuft, in Routine zu erstarren. «Der Beruf kann nur dann Freude machen, wenn man sich fachlich weiterbildet und sich bemüht, den ganzen Menschen zu erfassen, das Gelesene mit ihm in Verbindung zu bringen, und nicht einfach für jeden das gleiche Medikament auf den Tisch legt.»

Wenn sie nur jeden zweiten Samstag als einzige Apothekerin im Laden steht, schleicht sich nicht eine gewisse Unsicherheit ein? «Ganz und gar nicht. Ich habe meine Richtlinien, mein Wissen, und ich finde alle aktuellen Informationen, die ich brauche, in der Rezeptur.»

Heidi Mühlemann-Fritz (35), «Rothaus»-Apotheke in Meilen

In die Wiege wurde der Rheintalerin Heidi Mühlemann nicht gelegt, dass sie einmal Pharmazie studieren und mit 29 Jahren bereits eine eigene Apotheke leiten würde. «Mein Vater war Schreibmaschinenmechaniker, der Wunsch nach höherer Ausbildung kam von mir», erzählt sie. «Wie ich anfing, an der ETH in Zürich zu studieren, wusste ich nur, dieses Gebiet interessiert mich. Es war ein Glücksfall, dass mir die Praxis auch gefiel.»
Erste berufliche Erfahrungen sammelte sie nach den Staatsexamen, die sie ohne Doktorhut abschloss, in Neuenburg. Und sie würde auch gern im Welschland bleiben, zumal dort die Selbstdispensation der Ärzte – ein rotes Tuch für jeden Landapotheker z.B. im Kanton Zürich – unbekannt ist. Doch die junge Akademikerin setzte sich in den Kopf, ihre eigene Herrin zu werden, «und da musste ich den Kreis grösser ziehen, sonst kann es jahrelang gehen, bevor man ein interessantes Objekt entdeckt». Fündig ist sie in Meilen ZH geworden, und weil die Bürgschaftsgenossenschaft der Apotheker für einen Kredit gebürgt hat, zog sie bald als selbständige Apothekerin nach der Zürichseegemeinde. Wurde sie sofort von den Stammkunden akzeptiert, zumal sie mit ihrem Vorgänger gar nicht zusammen gearbeitet hatte und eines schönen Tages einfach das Ruder übernahm? «Bis auf einige Fragen, die diesbezüglich gestellt wurden, ging der Stafettenwechsel problemlos über die Bühne», windet Heidi Mühlemann ihren Kunden ein Kränzlein.
Wenn die Kunden mit Heuschnupfen, Schmerzen, Durchfall oder Ausschlägen zu ihr direkt kommen, wie geht sie da vor? «Es liegt in meinem Ermessen, sie zum Arzt zu schicken oder mich selbst der Sache anzunehmen. Wenn sich aber der Kunde mehr Linderung von einem pflanzlichen Mittel verspricht, versuche ich ihm entgegenzukommen, obwohl ihre Wirkung nicht immer erwiesen ist.»
Das bedeutet für einen im Normalfall auf dem Gebiet der Chemie sich besser auskennenden Apotheker eine «éducation permanente»: «Ich brauche überhaupt die Weiterbildung, das Gespräch, weil man vieles vergisst oder es immer neue Therapien gibt», bestätigt das Vorstandsmitglied des Zürcher Apothekervereins. «Der Computer wird immer mit Informationen à jour gehalten, und ich lege mir stets die neuen Ausgaben von Büchern zu.»

Zusätzlich hat sie auch Lehrmeisterkurse besucht, so dass ihr Personal sich aus einer Lehrtochter, drei Helferinnen und zwei Teilzeit-Apothekerinnen rekrutiert. Personalprobleme sind auch ihr häufigster Kummer. Obwohl sie seit einem Jahr mit keinem Apotheker, sondern mit einem Elektroingenieur verheiratet ist, nimmt er grossen Anteil an ihrem Beruf. «Doch entscheiden tu ich nach wie vor allein. Ich muss herausfinden, was für mich gut ist, denn ich muss damit arbeiten.»

Wie steht es mit Kindern? Hat sie dort auch bereits eine Entscheidung getroffen? «Ich schliesse eine Zukunft mit Kindern nicht aus. Ich müsste einfach eine Apothekerin engagieren, die immer da wäre», spricht aus ihr die Geschäftsfrau.

Sicher ist, dass Heidi Mühlemann nicht Gefahr läuft, in ihrem Beruf abzustumpfen oder sich von den traurigen Geschichten, die sie sich immer wieder anhören muss, vereinnahmen zu lassen: «Ich kann gut abschalten – sei es mit Freunden, beim Spazierengehen oder im Kino. Das Vereinsleben

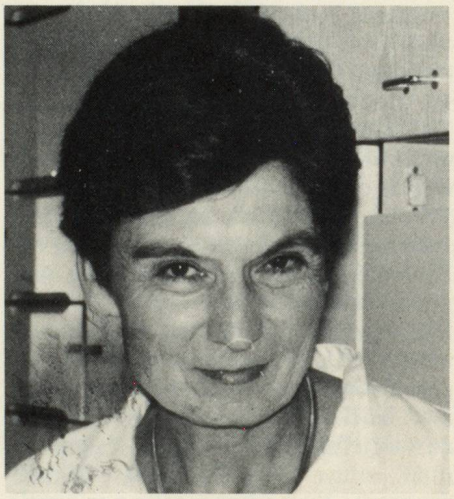
liegt mir nicht, deshalb mache ich auch nicht mit. Die Kunden sollen zu mir kommen, weil sie finden, ich berate gut, und nicht weil sie mich von einer Hobbygruppe her kennen.»

Es freut sie, dass ihr Beruf in den letzten Jahren an Ansehen gewonnen hat. «Wir sind für viele nicht mehr nur die Verkäufer, die eine Schublade aufreissen und sich an vollen Kassen erlaben.» Engagement und Aufklärung tragen ihre Früchte. Was ihr Sorgen bereitet, ist nicht die zweite Apotheke neuerdings in ihrem «Revier», sondern, was auch ihren Berufsverband beunruhigt, «die Expansionsgelüste der Drogisten und Grossverteiler, die Kettenprojekte zum Teil bereits in die Tat umgesetzt haben».

Dr. Esther Bichsel-Weder (54), «Bichsel»-Apotheke in Bern

«Ich wollte ursprünglich Medizin studieren, aber meine Eltern – beide Ärzte – fanden, ich sei für den Beruf zu sensibel», erinnert sich Frau Dr. Esther Bichsel.
Nach dem Besuch des Gymnasiums in St. Gallen und abgeschlossenen Studien an der ETH in Zürich wollte die Rheintalerin dennoch gelegentlich «abspringen» und ging deshalb nach Bern ins Zentrallabor des Blutspendedienstes, wo sie über ein bakteriologisches Thema doktorierte. «Und da tat ich noch etwas, was ich am wenigsten im Sinne hatte», lächelt die dreifache Mutter. «Ich heiratete einen Apotheker, der später eine grosse Apotheke an der Spitalgasse übernahm.»
Mit drei kleinen Kindern war sie so angebunden, dass sie nur einmal wöchentlich aushalf. Das änderte sich rapide, als vor 14 Jahren ihr Mann starb und sie von einem Tag auf den anderen in der Offizin ihre Frau stellen musste, ohne zu wissen, wie man etwa einen Lieferschein ausfüllt.
«Zum Glück habe ich meine Eltern in der Nähe gehabt. Ohne ihre Hilfe und meine Freude am Beruf, hätte ich es nicht geschafft.» Nicht nur hat sie den grossen Betrieb weitergeführt – bis das Haus verkauft wurde und die neue Miete nicht mehr zu bezahlen war –, sondern hielt sie zwei Jahre lang auch die Belastung mit einer Zweitapotheke aus, in die sie vor fünf Jahren – «nach einer unvorstellbaren Fusionierungstrapaze» – umzog.
Bichsel: «Ich bin zwar nicht so weit vom alten Geschäft, aber die Kunden, die den längeren Weg in Kauf nehmen, um mir die Treue zu halten, verdienen die beste Beratung, die ich ihnen bieten kann.»
Erschwerend zu der nicht mehr zentralsten Lage kommt noch der Umstand, dass es im Herzen von Bern sehr viele Apotheken gibt. «Dafür haben wir keine Probleme mit dem Nachtdienst», spricht aus ihr die Optimistin. «Dank der privilegierten Lage ist es möglich, zusätzlich eine Apothekerin oder einen Apotheker zu beschäftigen. Ich muss also nicht 58 Stunden – unsere Öffnungszeit – pro Woche anwesend sein oder den ganzen Notfalldienst allein bestreiten. Meine Kollegen auf dem Land haben oft Probleme mit der Ablösung.» Ein Sorgenkind und Dauerbrenner ist natürlich auch die Selbstdispensation der Ärzte. Der Kanton Bern hat seit kurzem ein neues Gesundheitsgesetz. Mit Ausnahme der Erstversorgung wird den Ärzten die Führung einer Privatapotheke nur in Ortschaften bewilligt, in welchen die Notfallversorgung mit Medikamenten nicht durch mehrere öffentliche Apotheken gewährleistet ist.
«Die Apotheke dem Apotheker» ist ein Anliegen, das Frau Dr. Bichsel auch als Vorstandsmitglied des Schweizerischen Apothekervereins ebenfalls immer wieder zur Sprache bringt. «Die Kettenapotheken haben halt ein ganz anderes Einkaufspotential, aber die persönliche Betreuung kommt oftmals zu kurz.»

Darin gerade sieht sie auch für die selbständigen Apotheker eine grosse Chance. «Ich bin für die Bewährungsprobe, und die klappt nur mit vollem Einsatz: gute Beratung, ständige Weiterbildung, regelmässige Präsenz.» Letzteres «Must» ist auch mit ein Grund, warum sie sich widersetzt, wenn sie hört, dass die Berufsberatung Gymnasiastinnen den Beruf mit dem zusätzlichen Köder schmackhaft machen will, indem sie den Vorteil der Teilzeitarbeit in diesem Beruf anpreist. «Zuviel Teilzeitarbeit gefährdet die Zuverlässigkeit eines Apothekenbetriebes. Der Beruf erfordert soviel



Disziplin, dass totales Engagement oder eben grosse Aufmerksamkeit nötig ist, damit keine Fehler passieren. Eine meiner Töchter studiert Pharmazie. Ob sie in meine Fussstapfen treten will, das überlasse ich ganz ihr. Auf jeden Fall bringt sie bereits einen geschlechtspezifischen Pluspunkt für das momentan wichtige Anliegen unserer Zunft: Die Beratung, das längere Gespräch mit dem Kunden liegt Frauen eben mehr als ihren männlichen Kollegen.»

Kaum zu glauben, dass es immer noch in der Regel Frauen sind, die sich direkt an den Mann im weissen Kittel wenden – «auch wenn, wie es einmal mir selber passierte, er kein Apotheker ist».

Dr. Charlotte Studer (66), «Höschgass»-Apotheke in Zürich

«Wenn man selbständig Erwerbende ist, gibt es für die Pensionierung keine Altersgrenze», erzählt Dr. Charlotte Studer – in vielen beruflichen Belangen fast wider Willen eine Pionierin. «Ich bin einfach überall die erste Frau in diversen Gremien gewesen», erklärt sie, «doch ich musste um meine Stellung nicht kämpfen. Ich habe den Einsatz aus Überzeugung geleistet, denn in meiner Generation war ein 100%iger Einsatz für den Beruf selbstverständlich. Die heutige Jugend setzt andere Prioritäten.»

Den Kontakt zu den Jungen hat die Zürcherin, die an der ETH studierte, stets gepflegt. Als Mitglied des Vorstandes des Apothekervereins des Kantons Zürich war sie lange Zeit für die Ausbildung des Nachwuchses verantwortlich, sie amtete als Präsidentin der Lehrlingsprüfungskommission und macht bei den Eidgenössischen Medizinalprüfungen mit. «Heute organisiere ich noch als Mitglied der Prüfungskommission der Abt. für Pharmazie die Assistentenprüfungen. Auf einer anderen Ebene liegt meine Tätigkeit als beratende Apothekerin eines Spitals. Hier kümmere ich mich um die Lagerung und Beschaffung der Medikamente und die Erstellung einer Medikamentenliste.»

Ihre eigene Apotheke an der Seefeldstrasse hat sie 10 Jahre nach ihrem Abschlussexamen eröffnet. War es für eine Frau damals schwierig, den Sprung ins kalte Wasser der Selbständigkeit zu wagen? «Heute ist es sicher nicht einfacher, sich als Apothekerin eine Existenz aufzubauen, zumal es so viele Apotheken gibt. Doch erlaubt unsere naturwissenschaftliche Ausbildung Tätigkeiten auf vielen anderen Gebieten.»

Ob Mann oder Frau sich besonders angesprochen fühlen? Sie findet den Beruf weder frauen- noch männerspezifisch. «Jeder, der Freude hat an der Medizin, Interesse an den Medikamenten und den Problemen, welche sich bei deren Verwendung stellen, findet Befriedigung in der anspruchsvollen Beratung der Kunden.» Die vielen neuen Erkenntnisse, die es dabei zu berücksichtigen gilt, empfindet sie als echte Herausforderung. Sie ist, als in der traditionellen Medizin aufgewachsene Apothekerin, dennoch flexibel geblieben und neueren Behandlungsmethoden gegenüber offen. Sie trug bis vor kurzem auch die Verantwortung für die Praktikantenausbildung im Raume Zürich. Wie ist das Verhältnis eigentlich zu den Ärzten im Quartier? «Sehr gut. Aber ich kann die Sorgen meiner Kollegen auf dem Lande, in Selbstdispensationsgebieten, sehr gut begreifen. Dort ist der Kontakt mit den Ärzten situationsbedingt ungenügend. Wir finden, dass es mehr Transparenz gibt, wenn der Arzt sich auf die Diagnose und Festlegung der Therapie beschränkt und die Abgabe der Medikamente dem Apotheker überlässt. Im Zusammenhang mit einer Revision des Gesundheitsgesetzes im Jahre 1982 haben wir versucht, die Selbsdispensation im Kanton Zürich aufzuheben, aber es wurden für die Abstimmung zu viele Pakete zusammengeschnürt, und so ist unser Anliegen unter das Eis geraten.»

Wenn sie nach 40jähriger Berufstätigkeit Bilanz zieht, wie würde sie den heutigen Patienten beurteilen? «Er ist kritischer geworden, weniger obrigkeitsgläubig – auch gegenüber dem Arzt und dem Apotheker, aber gleichzeitig auch unkritischer, indem er z. B. Wundermittel, die in – oft unseriösen – Zeitschriften propagiert werden, bei uns beziehen will, ohne zu

hinterfragen. Gegen diese Tendenz MÜSSEN WIR KÄMPFEN.»

Und wie sieht ihre Bilanz im privaten Bereich aus? «Ich habe sehr grosse Freude an meinem Beruf. Wenn man mir nachsagt, ich sei eine perfekte Geschäftsfrau, so ist dies dem Umstand zuzuschreiben, dass ich mich weitgehend meinem Berufe widmen konnte. Meiner Meinung nach plant eine Frau ihre Karriere selten. Bis mit 30 Jahren hat der Wunsch nach einer Familie meistens Priorität. Dann stellt sich unter Umständen die Frage, ob man einen Betrieb übernehmen soll oder nicht. Für mich war die Eröffnung einer Apotheke, wovor manche Kolleginnen zurückschrecken, die natürliche Folgerung meines Wunsches nach Selbständigkeit im Beruf.» *Katja Fink*

Ihr Hotel im Herzen der Stadt Zürich

Nur ein paar Gehminuten von Zürich HB, Universität, ETH, Einkaufs- und Geschäftszentren und See.

Das preiswerte, komfortable Hotel Garni. Alle Zimmer mit Direktwahl-Telefon, Farbfernseher, WC/Dusche oder Bad.

HOTEL RÜTLI Zürich

Zähringerstrasse 43 8001 Zürich
Tel. 01-251 54 26 Telex 816037
Ein zh-Betrieb

HANDWERKERINNENLADEN

Zeughausstrasse 67, 8004 Zürich

Öffnungszeiten:
Dienstag–Freitag 13.00–18.30 Uhr
Samstag 10.00–16.00 Uhr

Telefon 01/242 25 56

Der Zügeltermin rückt näher ... vielleicht brauchen Sie
– neue Teppiche, Vorhänge, Bettwaren etc., oder passende Möbel wie:
– Sofas, Fauteuils, Stühle, Tische, Schränke aus dem 19. und 20. Jahrhundert, in unserer Antikpolsterei und -schreinerei restauriert.

Wir, die Spezialistinnen für sanfte stilgerechte Restaurationen und Beraterinnen für alle Inneneinrichtungsprobleme, freuen uns auf Ihre Kontaktnahme.

Gestillt zu werden ist für das Baby das erste sinnliche Erlebnis. Ausserdem ist Muttermilch die bekömmlichste Nahrung für das Kind. Je nach Volkssitte reicht die Dauer des Stillens von einigen Wochen bis zu drei Jahren. Empfiehlt sich Stillen auch aus gesundheitlichen Gründen für die Mutter? Welche Nachteile und wieviel Aberglaube stellen sich den erwiesenen Vorteilen entgegen?

Stillen – Freiheit oder Fessel?

Wer jungen Müttern im Gespräch zuhört, muss bisweilen denken, das Stillen sei in den achtziger Jahren neu erfunden worden. Da wird mit Vehemenz fürs Stillen plädiert, der natürliche Vorgang zu einer Kunst heraufstilisiert und die neue Weiblichkeit ad absurdum geführt. Nun soll hier allerdings nichts gegen die Brustnahrung gesagt werden. Sie bringt für Mutter und Kind (fast) nur Vorteile, und die Schreibende hat selbst zwei Kinder einige Monate gestillt und damit allerbeste Erfahrungen gemacht.

Wie kam das Stillen aus der Mode?

Irgendwann nach dem Zweiten Weltkrieg kam von Amerika aus eine Anti-Still-Welle auf uns zu, deren Hauptbeweggrund die Erhaltung einer schönen Brust war. Nun muss man (Mann) ja nicht gerade ein Busenfetischist sein, um dieses Argument irgendwie gelten zu lassen. Der Zürcher Gynäkologe und Geburtshelfer Dr. med. Rudolf M. Bihrer, selbst Vater von vier – gestillten – Kindern, meint dazu: «Die Möglichkeit, dass die Brust einer Frau, die während längerer Zeit gestillt hat, an Straffheit verliert, ist nicht von der Hand zu weisen. Stillen muss nicht, aber kann tatsächlich der Figur schaden. Hingegen wirkt sich das Stillen vorteilhaft auf die Rückbildung der Gebärmutter aus, wobei dieser Prozess heute auch hormonell ausgelöst werden kann. Ich stelle fest, dass die meisten jungen Mütter zwar den Willen zum Stillen haben und dies auch mit Sorgfalt machen. Beim Auftreten von Schwierigkeiten geben einige von ihnen jedoch bald einmal auf und gehen zur Flaschennahrung über. Inwieweit dahinter die Sorge um die ‹Ideallinie› steht, ist natürlich nicht auszumachen.» Nun hört man auch öfters die Feststellung, eine Frau, die gestillt habe, sei weniger anfällig für Brustkrebs. Dazu Dr. med. R. Bihrer: «Darüber gibt es in der Fachwelt gegensätzliche Meinungen. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit dieser Theorie besteht immerhin, wobei diese reduzierte Disposition allerdings auch auf Schwangerschaft und Geburt ganz allgemein zurückgeführt werden könnte.» Noch immer glauben manche stillende Mütter, während der Laktation trete keine neue Schwangerschaft ein. Dazu unser Gewährsmann: «Die Empfängniserschwerung, besonders beim Vollstillen, ist unbestritten. Doch genügt dieser Sicherheitsfaktor den heutigen Ansprüchen nicht. Es wird deshalb vielfach zur Mini-Pille, welche keinen Einfluss auf die Milchbildung hat, geraten.»

Alle plädieren fürs Stillen – wer trinkt nur die vielen Schoppen?

In einem vermutlich in den späten vierziger Jahren publizierten Wälzer «Hausfrau und Mutter» heisst es über das Stillen: «Die beste Nahrung für

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass

a) Stillen noch immer die beste, ja vollkommene Ernährung für das Neugeborene darstellt;
b) eine Stilldauer von einem halben Jahr auf jeden Fall wünschenswert ist;
c) bei Stillschwierigkeiten eine ganze Palette von Beratungsmöglichkeiten (Mütterberatung, La Leche Liga, freie Stillgruppen und professionelle Laktationsberaterinnen) zur Verfügung stehen;
d) Stillen für die Figur gewisse «Abweichungen von der Ideallinie» zur Folge haben *kann,* jedoch nicht *muss;*
e) Stillen stets auch mit Psychologie zu tun hat, gilt es doch die Bedürfnisse von Kind, Mutter und Vater auf einen Nenner zu bringen, was nicht immer ohne Kompromisse vor sich geht;
f) Stillen, allen Vorbehalten zum Trotz, ein ganz wunderbares Erlebnis für die Mutter, ja für die ganze Familie bedeutet.

das Neugeborene ist die Muttermilch. Jede Mutter sollte sich die grösstmögliche Mühe geben, damit sie stillen kann; es hängt oft vom guten Willen ab. Sie sollte sich überlegen, welche riesigen Vorteile die Muttermilch für das Kind hat, und die Unannehmlichkeiten, die es besonders am Anfang geben kann, auf sich nehmen.» In einer aktuellen Anleitung «Hilfe zum Stillen» der in der Mütterberatung erfahrenen Eva Bänniger ist zu lesen: «Praktisch jede Frau, die stillen will, kann es auch. Das Stillen hat nur Vorteile und ist rein physiologisch der künstlichen Ernährung auch heute noch weit überlegen. Die innige Beziehung, die dabei entsteht, ist eine entscheidende Phase in der kindlichen Entwicklung.»
Somit scheint alles klar zu sein. Wo liegen also die Probleme? Denn solche existieren zweifellos. Das beweisen Erfolg und Wirkungsbereich der Organisation «La Leche Liga», die sich weltweit fürs Stillen einsetzt. Und zwar für ausdauerndes Stillen während eines Jahres und länger. Im Jahre 1956 fanden sich in Chicago sieben stillende Mütter zusammen, die beschlossen, ihre Überzeugung und Erfahrung rund um die Brusternährung auf breiter Basis weiterzugeben. Vor allem in den USA, aber auch in Europa und in Entwicklungsländern war zu jener Zeit das Stillen wenig populär.

La Leche Liga in der Schweiz

Im Jahre 1973 brachte Frau Christina Hurst-Prager, die in Amerika Mutter geworden war, die La-Leche-Idee in die Schweiz und organisierte im Kanton Zürich das erste Gruppentreffen. Frau Hurst gegenüber dem «Frauenblatt»: «Im Zentrum der Aktivitäten stehen monatliche Treffen in privatem Rahmen unter der Leitung einer im Stillen erfahrenen und für die Beratung durch Kurse ausgebildeten Mutter. Viel genutzt wird auch die Telefonberatung. Die Stillende, welche an einer LLL-Gruppe mitmacht, verpflichtet sich nicht, wie oft behauptet wird, für eine bestimmte Stilldauer. Allerdings ist die LLL der Überzeugung, dass die meisten Kinder ein Jahr lang gestillt werden wollen und dem Wunsch des Kindes nach Muttermilch einfühlsam entsprochen werden sollte. Stillen darf, ja soll Mutter und Kind Genuss und Freude bereiten. Bei La Leche spielt sich übrigens praktisch alles auf ehrenamtlicher Basis ab. Die Organisation lebt primär von freiwilligen Zuwendungen.»
Seit kurzem existieren in der Schweiz auch

diplomierte Laktationsberaterinnen

Es handelt sich dabei um Frauen, die in einem Pflegeberuf geschult und erfahren sind und darüber hinaus eine Ausbildung in Stillberatung absolviert und mit Diplom abgeschlossen haben. Eine Konkurrenz zur La Leche Liga? Laktationsberaterin Marianne Widmer: «Wir arbeiten mit der LLL zusammen. Während diese eher für den Normalfall zuständig ist, befassen wir uns mit Sonderfällen, beispielsweise mit mongoloiden Neugeborenen oder Frühgeburten.» Da statistisch erwiesen ist, dass jedes 20. Kind zu früh das Licht der Welt erblickt und gerade diese Neugeborenen die Muttermilch besonders nötig haben, liegt hier sicher ein weites Betätigungsfeld der Laktationsberaterin vor. Marianne Widmer:

Fotos Pro Juventute

Zeit haben ist Muttermilch wert

Alle plädieren fürs Stillen

«Zunehmend viele Säuglinge zeigen allergische Reaktionen auf Kuhmilch, woraus adaptierte Säuglingsmilch hergestellt ist. Deshalb ist Muttermilch, wenigstens während der ersten vier bis sechs Monate, unbedingt angezeigt. Allerdings sollte jede Frau unter Berücksichtigung ihrer Familiensituation die Stilldauer selbst bestimmen. Aber: Stillen will gelernt sein. Am besten beginnt die werdende Mutter schon während der Schwangerschaft, sich vorzubereiten.» Informationen über entsprechende Möglichkeiten vermittelt die Informationsstelle für natürliche Schwangerschaft und Geburt, Obmannamtsgasse 15, 8001 Zürich. Donnerstags von 15 bis 19 Uhr.

Das Stillen und die Männer

Kaum ein frischgebackener Vater wird sich dem Stillwunsch seiner Frau widersetzen. Auch er wünscht sich ja die bestmögliche Nahrung für sein Kind. Zudem ist der Anblick einer stillenden Mutter etwas überaus Schönes. Doch nach einer gewissen Zeit regt sich im Vater möglicherweise ein Gefühl der Eifersucht. Er fühlt sich ausgeschlossen aus der vollkommenen Einheit, welche die stillende Mutter mit ihrem Kind darstellt. Es ist schwierig für den Vater, in diese enge Verbindung einzudringen. Er wird sich vielleicht nach einer Frau sehnen, die nicht in allererster Linie Mutter ist, und dem Stillen bewusst oder unbewusst mit einer gewissen Ablehnung begegnen. Dauert das Stillen ein Jahr oder länger und wird möglicherweise bald ein weiteres Kind sein Geschwister an der Brust ablösen, entsteht eine nicht wegzudiskutierende Gebundenheit der Mutter an ihre Stillfunktion.

Stillen – Freiheit oder Fessel?

«Stillen bedeutet für die Mutter grösste Freiheit», meint Christina Hurst. «Die Nahrung des Kindes weist immer die richtige Temperatur und Zusammensetzung auf. Die Mutter kann ihr Kind praktisch überallhin mitnehmen.» Aber: Ein Schoppen kann auch von der Grossmutter, einer Nachbarin und – last but not least – vom Vater verabreicht werden. Gerade bei den heutigen Bestrebungen, die Betreuung des Kleinkindes abwechslungsweise Vater *und* Mutter zu übertragen, steht dem vollen Stillen natürlich eine Barriere entgegen. Stillen erfordert in der Regel eine Beschränkung der jungen Mutter auf eine rein häusliche Tätigkeit. Nun hat Pro Juventute allerdings schon im Jahre 1952 in der weitverbreiteten Broschüre «Wie ich mein Kindlein pflege» von Dr. med. Frida Imboden-Kaiser einen Stillplan für berufstätige Mütter ausgearbeitet. Da ist zu lesen: «6 Uhr morgens Absaugen einer Brust durch das Kind, künstliche Entleerung der zweiten Brust. Diese Milch vormittags verfüttern. Mittags Absaugen der zweiten Brust, künstliche Entleerung der andern. Diese Milch nachmittags aus der Flasche geben. Abends Absaugen einer Brust, Entleerung der andern auf Vorrat für den andern Tag.»
Verblüffend einfach zu lesen, wie man zugeben muss. Doch welche Disziplin, welche Hingabe an das Stillen dies bedeutet, wird jede Frau, die selbst ein Kind gestillt hat, abschätzen können. Es wäre interessant, die Dunkelziffer jener Mütter, welche nach einem solchen Plan ihr Kind genährt haben, zu kennen.

Dunkelziffer der stillenden Mütter in der Schweiz

Auch die Zahl jener Mütter, welche über die ersten Wochen hinaus ihr Kind an der Brust genährt haben, ist schwierig zu ermitteln. Von der Krankenkasse Helvetia haben wir nachstehende Auskünfte über die Auszahlung von Stillgeldern erhalten: «Am Jahresende 1987 zählte unsere Kasse 586780 versicherte Frauen. Auf 13978 Geburten wurden von 7294 Stillgelder angefordert, also in rund 52 Prozent der Geburten. Im Kanton Zürich beträgt das Stillgeld Fr. 130.–. Der Bund übernimmt Fr. 50.– und der Kanton Zürich Fr. 80.–. In den meisten Kantonen beträgt das Stillgeld Fr. 50.–, welches vom Bund getragen wird.»
Wenn man, in Anbetracht der heutigen Lebenskosten, den Betrag einer einmaligen Zahlung von Fr. 50.– (bei mindestens dreimonatiger Stillzeit) liest, überkommt einen schon ein mitleidiges Lächeln bzw. ein empörtes Kopfschütteln. Auch wer mit dem Franken rechnen muss, wird mit einem solchen Betrag wenig anfangen können und deshalb möglicherweise überhaupt auf den Bezug des Geldes verzichten. Nicht zu übersehen sind allerdings die Ersparnisse an teurer Babynahrung, welche die Familie verbuchen kann. In Anbetracht der ohnehin extrem hohen Kosten des Sozial- und Gesundheitswesens wäre es aber doch äusserst wünschenswert, wenn sich ein Politiker – oder eine Politikerin! – einmal auch für eine sinnvolle und den heutigen Lebenskosten angepasste Erhöhung des staatlich festgesetzten Stillgeldes einsetzen würde.

Annemarie Stüssi

Erste Tagung für feministische Psychotherapie in Ittingen

Ein Publikumserfolg war die erste Arbeitstagung für feministische Psychotherapie, die in der Kartause Ittingen stattfand und vom IFF-Forum St. Gallen organisiert wurde. Über 100 Frauen aus der Schweiz und der Bundesrepublik nahmen an der Tagung teil.
Es gelte, der traditionellen Psychotherapie neue theoretische Ansätze aus feministischer Sicht entgegenzusetzen, erklärte die St. Galler Psychologin Elisabeth Camenzind an der Tagung.
Die traditionelle Psychologie und Psychotherapie orientiere sich nicht an den Erfahrungen und Bedürfnissen von Frauen, ihre Situation werde überhaupt nicht gesondert behandelt, es würden allgemeine Aussagen über die Psyche des Menschen gemacht, die aber nur auf die Psyche des Mannes zugeschnitten seien, oder aber Frauen würden so dargestellt, wie Männer sich Frauen vorstellten.
«Eine Therapie dient dann nur dazu, Frauen dazu zu bringen, sich anzupassen, oder es wird Frauen ein Autonomiebegriff aufgezwungen, der nicht auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten ist.» Dieser traditionellen Psychologie und Psychotherapie eigene feministische Theoriekonzepte entgegenzusetzen, ist im deutschsprachigen Raum Neuland.

Nach dem grossen Erfolg der ersten Tagung soll eine Dokumentation entstehen, und – so der Wunsch vieler Teilnehmerinnen – das Thema soll mit einer jährlich wiederkehrenden Tagung weiter vertieft werden.

Aus «St. Galler Tagblatt»

US-Studie über Gleichstellung von Mann und Frau

Die Gleichstellung von Mann und Frau ist in keinem Land vollständig verwirklicht. Zu diesem Schluss kommt die private amerikanische Organisation «Population Crisis Committee» (PCC) in einer in Washington veröffentlichten Studie. In 99 Ländern – darunter auch in der Schweiz – hat das PPC die Stellung der Frau untersucht.

Dem PCC-Bericht zufolge ist in Schweden, Finnland und den Vereinigten Staaten die Gleichstellung der Frau am weitesten entwickelt.

In der Schweiz ist die ungleiche Behandlung von Mann und Frau vor allem am Arbeitsplatz ausgeprägt, hält die Studie fest. Weniger als 8 Prozent der in der Schweiz berufstätigen Frauen besetzen Kaderpositionen, wie Cohen aufgrund von Angaben der Internationalen Arbeitsorganisaton (ILO) errechnet hat. In Schweden sind dagegen 42 Prozent der berufstätigen Frauen in Kaderpositionen. Bei gleicher Arbeit verdienen die Schweizer Frauen im Durchschnitt 67 Prozent des Lohnes ihrer männlichen Kollegen.

Aus «TA»

MARKT-INFOS

Potential unlimited

Subliminal-Methode –
die Problemlösung der Zukunft

Ein Forscherteam aus den USA hat die Subliminal-Methode entwickelt, mit deren Hilfe das falsch programmierte Unterbewusstsein wieder korrigiert werden kann. Bei dieser Methode wird mit Subliminals, d. h. mit unterschwelligen Botschaften, gearbeitet, die nicht gehört und doch vom Unterbewusstsein verstanden werden können. Mit dieser Methode können Sie die Erfolgsmechanismen freisetzen und die Ziele erreichen, die Sie früher noch als unerreichbar angesehen haben. Sie lernen, wie Sie effektiver mit Stress, Angst, Frustration, Ärger usw. umgehen können. Sie lernen, persönliche Abhängigkeiten wie Rauchen und Esssucht zu kontrollieren.
Die Subliminal-Methode gewinnt eine immer grösser werdende Beliebtheit. Sie wird von Ärzten, Psychologen und zahllosen Instituten und Kliniken mit grossem Erfolg eingesetzt. Wie kommt es zu dieser überwältigenden Popularität?
Das Sensationelle an dieser neuartigen Selbsthilfemethode ist, dass Sie nur einen Kassettenrecorder brauchen, keine Anleitung, keine Konzentration, keine bestimmte Körperhaltung ... Je weniger Sie auf die Musik achten, desto leichter können die positiven Botschaften von Ihrem Unterbewusstsein aufgenommen werden. So können Sie mit den Subliminals ganz nebenbei, während Sie lesen, spielen oder sich entspannen, Ihr Leben von Grund auf verändern. Sie können im Wachzustand Ihr Unterbewusstsein errreichen, denn es ist immer wach und aufnahmebereit.
Einer der führenden Subliminal-Forscher ist *Prof. Dr. Robert B. Zajonc, University of Michigan, USA*. Er hat viele Reihenuntersuchungen durchgeführt und genaue Messmethoden entwickelt, mit denen er die starke Wirkung von Subliminals auf das Unterbewusstsein nachgewiesen hat.

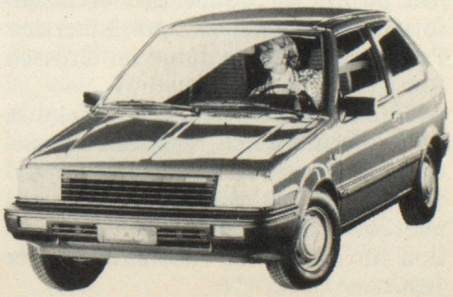
Z. B.:
Gewichtsreduzierung
Wenn Sie diese Kassette regelmässig anwenden, stärken Sie den Wunsch, Ihr Idealgewicht zu erreichen. Die Subliminals unterstützen die Wirkung um ein Vielfaches und machen es Ihnen leicht, Ihre unterbewussten Programme positiv zu verändern.
Best.-Nr. 450 PU ■

Mehr Sicherheit im Auto

Nissan entwickelt neue Servolenkung

Mit der Entwicklung einer elektronisch gesteuerten, hydraulischen Servolenkung ist es Nissan gelungen, Fahrsicherheit und Komfort deutlich zu verbessern. Wesentliche Merkmale der neuartigen Lenkung sind ihr einfacher Aufbau bei höchster Zuverlässigkeit sowie ein vorteilhaftes Preis/Leistungs-Verhältnis. Welche Modelle die neue Servolenkung erhalten sollen, wird zur Zeit noch geprüft.

Das neue System zeichnet sich durch eine optimale Lenkpräzision bei allen Fahrgeschwindigkeiten aus. Auch im niedrigen Geschwindigkeitsbereich benötigt die Lenkung nur einen geringen Kraftaufwand und erleichtert so ein Manövrieren auf engstem Raum, etwa beim Parkieren oder im dichten Stadtverkehr. Bei höherem Tempo garantiert die Lenkung dagegen ein Maximum an Fahrstabilität und Sportlichkeit durch direktes und verzögerungsfreies Ansprechen.



Für gewisse übersteigerte Forderungen mancher Frauen und Frauenorganisationen habe er zwar Verständnis – in einer Demokratie lasse sich jedoch nichts erzwingen. Veränderungen brauchten Zeit. Vor allem bei den älteren Generationen spiele das traditionelle Rollenbild, das «bürgerliche Familienideal» noch eine grosse Rolle. Bei den jüngeren zeichne sich hingegen immer mehr ein Wandel ab.

Frauenförderung ja, aber ...

Der Mann, von dem diese Worte stammen, ist Franz Kurzmeyer, lic. iur., seit 1984 Stadtpräsident von Luzern. Seine berufliche Karriere am Luzerner Obergericht verlief steil, war er doch bereits mit 31 Jahren Amts- und Jugendrichter, später Amtsgerichtspräsident.

Seine Tätigkeit am Obergericht habe er, wie Franz Kurzmeyer in etwas bedauerndem Tone sagte, nur ungern aufgegeben, «denn sie war meine ‹grosse Liebe›». Anderseits bedeute die neue Aufgabe eine Herausforderung, es habe ihn «gelockt», auch noch etwas anderes zu machen. Im jetzigen Wirkungsfeld kämen ihm zudem seine juristischen Kenntnisse sehr zugute. Gerichte seien notwendig, doch «jeder Zivilprozess stellt eine soziale Fehlleistung dar», zitiert er Professor Troxler. In dem Sinne legte er als Richter stets grössten Wert auf das Gespräch, auf das Vermitteln zwischen den verfeindeten Parteien.

Dieses Leitbild steht für Franz Kurzmeyer auch im Zentrum seiner jetzigen Tätigkeit. Als Stadtpräsident müsse er natürlich einen Standpunkt haben – und den vertrete er auch.

Trotzdem sehe er eine wesentliche Funktion im «Vermitteln», im «Aufweichen» der Fronten zwischen links und rechts, wobei er, so Franz Kurzmeyer, allerdings nicht selten selbst zwischen die Fronten gerate.

Foto Ernst Annen

«Frauenblatt»-Mitarbeiterin Margrit Annen im Gespräch mit Luzerns Stadtpräsidenten Franz Kurzmeyer

Engagement in der Öffentlichkeit selbstverständlich

Obwohl es, wie Franz Kurzmeyer erklärte, nie seine Absicht war, Politiker zu werden, war es für ihn anderseits selbstverständlich, sich schon in jungen Jahren in der Öffentlichkeit zu engagieren. So war er unter anderem etwa Präsident der Verkehrsbetriebe der Stadt Luzern (VBL, heute noch deren Ehrenpräsident), 15 Jahre Präsident der städtischen Pensionierten sowie Präsident des Dachverbandes des städtischen Personals. Ferner ist er im Vorstand zahlreicher Institutionen und Organisationen gemeinnütziger Art.
Auf politischer Ebene sass er insbesondere als Vertreter der Liberalen Partei (FDP) einige Jahre im Grossen Rat.
Als Stadtpräsident hat er die Direktion für Vormundschaft und Sozialversicherung, die Direktion für Polizei und Gesundheit (inklusive Zivilschutz und neu Umweltschutz) sowie die Direktion für allgemeine Verwaltung unter sich.

Bester Berater – sein «Innenminister»

Das Amt eines Stadtpräsidenten ist nicht nur anspruchsvoll, sondern auch sehr zeitaufwendig. Zum Arbeitstag, der um 8 Uhr beginnt und gegen 21 Uhr endet, kommen noch zahlreiche, offizielle Verpflichtungen, so dass für das Familienleben nicht mehr viel Zeit bleibt. Eine bereits früher erfolgte Anfrage betreffend Stadtpräsidentenamt hat er damals abgelehnt, weil seine Kinder damals noch kleiner waren. Seine Frau, oder sein «Innenminister», wie er sie nennt, die von Beruf Sekundarschullehrerin ist und heute noch Englisch unterrichtet im Flugzeugwerk Emmen, sei eine tolerante Frau. Sie sei sein «bester Berater».
Auch wenn die Rollenverteilung in seiner Ehe noch auf der Vorstellung vom Mann als «Aussen-» und der Frau als «Innenminister» basiert, ist er gleichzeitig der Ansicht, dass in einer Ehe beide Partner das gleiche Mass an Unabhängigkeit besitzen sollten.
Aus diesen Worten sprach die Erfahrung seiner Tätigkeit als Amts- und Scheidungsrichter, wo er immer wieder erlebte, wie viele Frauen von ihren Männern abhängig, eben «Anhängsel» sind, und was dies für die Frau bedeutete oder bedeutet.

«Keine Frauenbeauftragte»

In bezug auf die Gleichberechtigung von «Mann und Frau» meinte Franz Kurzmeyer, dass sie auf dem Papier zwar verwirklicht sei, es faktisch jedoch noch viele Ungleichheiten gebe. Um sie abzubauen, brauche es indessen den guten Willen beider Seiten.
Obwohl er Verständnis habe für gewisse übersteigerte Forderungen mancher Frauen und Frauenorganisationen, lasse sich in einer Demokratie nichts erzwingen.
Indessen sei nicht nur seine erste Vorgesetzte am Amtsgericht eine Frau gewesen, vielmehr habe, wie er versichert, die Gleichberechtigung in seinem Beruf schon vor rund 30 Jahren weitgehend bestanden.
Eine primäre Voraussetzung für die Verbesserung der beruflichen Chancen sieht Franz Kurzmeyer in der glei-

chen Ausbildung für Mädchen und Knaben. Vor einigen Jahren wurde dieses Begehren von den Luzernern indessen abgelehnt.
Um in höhere Ämter und Positionen aufzusteigen, brauchten Frauen vor allem eine «Karriereplanung», das heisst, sie müssten bereits Ausgangspositionen besetzen, um in den «Lift» zu kommen. Im Rahmen seiner Funktion versuche er mehr Frauen in die Kommissionen zu bringen und den Frauenanteil in der Verwaltung zu erhöhen. Frauenförderung in der Verwaltung geschieht schrittweise, im Sinne von «Steter Tropfen höhlt den Stein». Abgesehen davon, dass der den demokratischen Spielregeln verpflichtete, Pragmatiker Franz Kurzmeyer grundsätzlich auch in andern Bereichen gegen Einseitigkeit ist.

«Der Teufel sitzt im Detail»

Franz Kurzmeyer lehnt zwar die Stelle für eine Frauenbeauftragte ab. Konkrete frauenfördernde Massnahmen unterstützt er, indem frei werdende Stellen nach Möglichkeit mit Frauen besetzt werden.
Zur Verbesserung der Rahmenbedingungen für verheiratete Frauen mit Familie und Wiedereinstiegsfrauen ist auch die Schaffung und/oder der Ausbau von Teilzeitstellen und Jobsharing geplant. Allerdings liege hier «der Teufel oft im Detail», das heisst, anders als etwa in Pflegeberufen seien die Verwaltungen für Teilzeitstellen und Jobsharing weniger günstig.
Ein besonderes Augenmerk gilt ferner der Förderung der Frauen insbesondere auf mittlerer, aber auch oberer Kaderstufe. Dazu stehen ihnen, neben Aus- und Weiterbildungsangeboten von Berufs- und Frauenverbänden, interne, beiden Geschlechtern zugängliche Schulungskurse und -möglichkeiten (z. B. Gemeindeschreiber/innen), offen.
Das Prinzip «Gleicher Lohn für gleiche Arbeit» sei verwirklicht. Hingegen befasst sich, wie zu erfahren war, eine paritätische Kommission auf kantonaler Ebene mit dem Problem der Gleichwertigkeit, also jenen von Frauen ausgeübten Tätigkeiten, wo Vergleichsmöglichkeiten fehlen. In der ganzen Verwaltung ist ferner die Anrede «Frau» eingeführt. Eine Regel, die jedoch flexibel gehandhabt werde, da manche Angestellte die Anrede Fräulein bevorzuge.
Während der Anteil der Frauen in der Verwaltung rund etwa 40 Prozent beträgt, sind es in den technisch-handwerklichen Betrieben wie Elektrizitätswerk, Strasseninspektorat, Stadtpolizei, Verkehrsbetriebe (VBL) etwa fünf bis höchstens zehn Prozent. Dabei sind nur wenige Frauen in technisch-handwerklichen oder typisch männlichen Berufen (etwa als Ingenieurinnen, Buschauffeusen) tätig.
Als von Frauen besetzte Ämter und/oder von Frauen ausgeübte höhere Funktionen nennt Franz Kurzmeyer insbesondere:

- die Vorsteherin der AHV-Zweigstelle
- eine Frau als stellvertretende Stadtarchivarin und
- eine Frau als Stellvertreterin des Sekretärs des Stadtpräsidenten und Kulturbeauftragten.

Ausserdem werden das Zivilstandsamt und das Sozialamt von einer Frau geleitet – und eine Frau ist Direktionssekretärin der Vormundschaftsdirektion.

Parlamentarierinnen sind unbefangener

Positiv sind seine Erfahrungen mit den Parlamentarierinnen. Tendenziell, nicht generell, seien Frauen in der Politik unbefangener, frischer und eher den allgemeinen Interessen verpflichtet. Interessenvertreter, fügte er aber sogleich bei, brauche es jedoch in der Politik auch. Es müsse auch hier ein ausgewogenes Verhältnis bestehen, und dies im «Griff» zu haben, sei Sache der Wähler(innen).
Während er mit der Zusammensetzung im Grossen Stadtrat, rund ein Drittel Frauen, zufrieden ist, ist er mit dem Frauenanteil nicht nur im «Land der Mitte», wie Franz Kurzmeyer Luzern bezeichnet, sondern insgesamt in der Politik, weniger zufrieden. (Hier ist das Verhältnis nicht «ausgewogen»; M. A.-R.) Es dürften vor allem bei den Liberalen (FDP) und der FDP Schweiz mehr Frauen sein. Warum es vor allem in dieser seiner Partei nicht mehr Frauen gibt, darauf weiss er «keine» Antwort.

Margrit Annen-Ruf

Zum Thema Düfte

Schwitzen ist ein natürlicher, organisch notwendiger Vorgang. Dennoch empfinden wir das Fluidum eines gepflegten Menschen, der das Auftreten von unangenehmem Körpergeruch vermeidet, als anziehend und sympathisch. Mit WELEDA CITRUS-DEODORANT, einem milden, angenehm duften-

den und erfrischenden Präparat auf pflanzlicher Basis, ist das kein Problem. Mit seinen natürlichen Bestandteilen – echten ätherischen Ölen von Zitrusfrüchten in alkoholisch-wässriger Lösung – hemmt es nachhaltig, jedoch auf unschädliche Weise den durch Schweisszersetzung verursachten Körpergeruch. Dies, ohne die normale und gesunde Funktion des Schwitzens zu unterbinden. Bei Bedarf kann es mehrmals täglich angewendet werden.
Umweltfreundlich ist auch die Verpackung: eine gefällige Weissglasflasche à 100 ml mit praktischem Handzerstäuber ohne Treibgas. Eine Nachfüllpackung à 500 ml mit Ersatzzerstäuber ist die ideale Ergänzung. Erhältlich ist Weleda Citrus-Deodorant in der Drogerie.

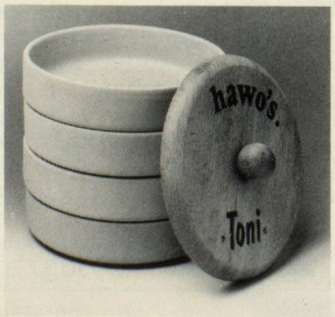
Die Tage vor den Tagen

Über 50 Prozent aller Frauen leiden in den Tagen vor den

Tagen an körperlichen und seelischen Beschwerden, die unter der Bezeichnung «prämenstruelles Syndrom» zusammengefasst werden. Dabei handelt es sich um Symptome wie Spannungsschmerzen in den Brüsten, Migräne, Kopfschmerzen, Unterleibsbeschwerden und vorübergehende Gewichtszunahme als auch psychische Probleme bis zu Reizbarkeit und Unlust.
Zur erfolgreichen Behandlung gibt es die pflanzlichen EFAMOL-NACHTKERZEN-ÖL-KAPSELN. Es wurde beobachtet, dass die Kapseln mit dem natürlichen Pflanzenöl auch bei Wechseljahrbeschwerden nachhaltig helfen. Eine weitere Wirkung wurde durch den hohen Gehalt an ungesättigten Fettsäuren festgestellt: Cholesterinspiegel und Blutfettwerte werden normalisiert. Erhältlich sind die Nachtkerzenöl-Kapseln in der Drogerie.

Das ganze Jahr keimfrisch

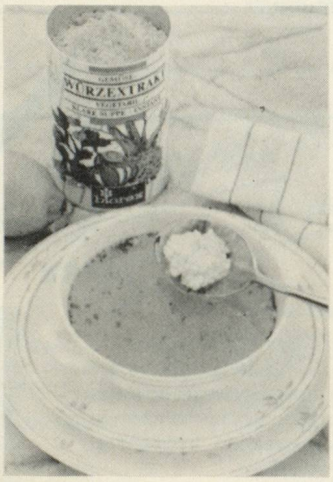
Das ganze Jahr keimfrisch ernten, das ganze Jahr Geschmack und Gesundheit, das ist jetzt möglich mit dem neuen Keimgerät SPROSSEN-TONI. Das Material der



Keimschalen ist aus Ton, der Holzdeckel ist offenporig und mit rein pflanzlichem Öl behandelt, damit er entstehende Wasserverdunstung aufnehmen kann.
Der Sprossen-Toni besteht aus 5 Teilen: dem Holzdeckel, drei Keimschalen mit Löchern und der Unterschale. Der Durchmesser des Keimgeräts beträgt 14 Zentimeter. Sprossen-Toni ist im Biona-Reformhaus erhältlich.

Richtiges Würzen für die Gesundheit

Zwischen Würzen und Schärfen liegt ein grosser Unterschied. Echte Würze ist duftreich und enthält zahlreiche Animatoren zur Förderung der Körperfunktionen. Der vegetabile BIOREX INSTANT-GEMÜSE-WÜRZEXTRAKT enthält Biomaris-



Meersalz, Hefeextrakt, Pflanzenfett, getrocknete Gemüse und Gewürze. Zwei gehäufte Teelöffel ergeben 5 dl klare, vegetabile Suppe. Mit heissem Wasser übergossen, erfolgt die Auflösung in Sekundenschnelle.
Der Würzextrakt dient auch als Basis für zahlreiche Saucen, für leichte Salatsaucen zu Kartoffelsalat usw. Das Instantprodukt kann ferner in leicht gewürzter Flüssigkeit aufgelöst werden, wie z. B. im Bratenjus von Roastbeef, von grilliertem Poulet oder im Fond von gedämpftem Fisch.

Wenn Stress den Schlaf raubt

Schlaflosigkeit ist meist eine Folge der organischen und psychischen Überbeanspruchung. Wenn das Allgemeinbefinden verbessert werden kann, klingen auch die Symptome ab, die zur Störung des Schlafes führen. Extrakte der Heilpflanzen Passionsblume, Baldrian und Pfefferminze, die nachweisbar sehr wirksam sind bei Schlaflosigkeit, sind Bestandteile der BIO-STRATH SCHLAF-NERVEN-TROPFEN NR. 8. Überreiztheit, Nervosität, Ruhelosigkeit, Angst- und Spannungszustände verschwinden.
Das Heilmittel Nr. 8 enthält zusätzlich die plasmolysierte Bio-Strath-Hefe, welche den gesamten Organismus stärkt und gleichzeitig die Wirkung der spezifischen Pflanzenextrakte unterstützt. Die Schlaf-Nerven-Tropfen sind erhältlich in Apotheken und Drogerien.

Mehr Kundennähe und Flexibilität

Der Wechsel im Präsidium der Direktion war für die SUVA (Schweizerische Unfallversicherungsanstalt) Anlass zu einer Pressekonferenz in Luzern, an der die neuen Zielsetzungen vorgestellt wurden.

SUVA
CNA
INSAI

Anstoss zu einer neuen, kundenfreundlicheren Unternehmenspolitik habe das 1984 in Kraft getretene Unfallversicherungsgesetz gegeben, das die Monopolstellung der seit 70 Jahren im obligatorischen Versicherungsbereich tätigen SUVA aufgehoben habe, erklärte der neue Direktionspräsident Dr. Dominik Galliker.

Heute sind etwa 160 000 Betriebe mit rund 850 000 Arbeitnehmern bei privaten Versicherungsgesellschaften und rund 92 500 Betriebe mit rund 1,8 Millionen Arbeitnehmern bei der SUVA versichert. Unabhängig von der Versicherung ist die SUVA indessen in allen Betrieben für die Verhütung von Berufskrankheiten zuständig.

Andere Faktoren, die die Konkurrenzsituation auf dem Versicherungsmarkt verschärfen, sind, wie der neue SUVA-Direktor weiter ausführte, der Wandel von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft sowie die Verwirklichung des europäischen Binnenmarktes ab 1992, der auch den schweizerischen Versicherungsmarkt beeinflussen werde. Dies bedeutet etwa auch eine Europäisierung der Sicherheitsnormen im Bereich Arbeitssicherheit, vor allem in exportorientierten Unternehmen.

Die neue Unternehmensphilosophie – mehr Kundennähe, Flexibilität und weniger Bürokratie – symbolisiert das neu geschaffene Logo, in dem die beiden ursprünglichen Ringe beibehalten wurden.

Für die in den letzten Jahren verstärkte und neu organisierte Öffentlichkeitsarbeit ist eine von einer Frau – der einzigen Frau in Kaderposition – geleitete PR-Stelle zuständig.

Einen besseren Informationsfluss nach innen und nach aussen sollen die drei neu geschaffenen «artenreinen» Departemente Versicherung, Arbeitssicherheit und Logistik, die neben den Kreisagenturen dem Direktionspräsidenten unterstellt sind, garantieren.

Schwerpunkte im Dienstleistungsangebot der SUVA sind Versicherung, Prophylaxe und Rehabilitation. In der 1974 eröffneten Rehabilitationsklinik in Bellikon (Aargau), mit einem Angebot von 250 Plätzen, werden dabei die Patienten neben der Rehabilitation auch bei der Lösung der durch einen Unfall entstehenden familiären, sozialen und beruflichen Probleme unterstützt.

Im Bereich der Arbeitssicherheit kommt, laut Galliker, der Beratung und der Motivation zur Unfallverhütung vorrangige Bedeutung zu. Es gelte, insbesondere bei den Arbeitgebern, das Bewusstsein zu fördern, dass Arbeitssicherheit eine wichtige Führungsaufgabe sei.

Im weitern sollen auch die Bestrebungen zur Verhütung von Nicht-Betriebsunfällen – deren Zahl steigend ist – intensiviert werden. Zu den Nicht-Betriebsunfällen gehört auch der Bereich «kleine Hantierungen und Haushaltarbeit» mit im letzten Jahr insgesamt 9615 Unfällen, aufgeteilt in 5948 Männer und 3667 Frauen.

Indessen könnten, so PR-Chefin Monika Scheuzger, daraus über die Häufigkeit von Haushaltunfällen keine Schlüsse gezogen werden, da sich nicht-berufstätige Frauen im Rahmen des neuen UVG nicht mehr bei der SUVA versichern können.

Die Gründe, dass Temporärangestellte mehr Unfälle erleiden als permanent angestellte Arbeitnehmer/innen, sind, wie überdies zu erfahren war, einerseits eine erhöhte Risikobereitschaft, da Temporärangestellte vielfach vier bis fünf Jahre jünger sind als permanent Angestellte, sowie anderseits mangelnde Erfahrung. Die SUVA will auch die Koordinationsaufgabe der EKAS (Eidgenössische Koordinationskommission für Arbeitssicherheit) vermehrt unterstützen.

Margrit Annen-Ruf

Ihr Hotel im Herzen der Stadt Zürich

Nur ein paar Gehminuten von Zürich HB, Universität, ETH, Einkaufs- und Geschäftszentren und See.

Das preiswerte, komfortable Hotel Garni. Alle Zimmer mit Direktwahl-Telefon, Farbfernseher, WC/Dusche oder Bad.

HOTEL RÜTLI Zürich

Zähringerstrasse 43 8001 Zürich
Tel. 01-251 54 26 Telex 816037
Ein ZFV-Betrieb

Ein Engagement für

Dr. phil. Erika Billeter, Direktorin des Musée cantonale des beaux-arts, Lausanne

Erika Billeter (60) ist im In- und Ausland durch ihre hervorragend konzipierten und realisierten Ausstellungen – zum Beispiel «Die Dreissiger Jahre», «Mythos und Ritual der Siebziger Jahre», «Soft Art», «La femme et le surréalisme» – bekannt geworden. Zudem zählt sie zu den wenigen Frauen, die einem kantonalen Museum vorstehen. «Wenn ich die entsprechende Leistung vollbrachte, hatte ich als Frau keinerlei zusätzliche Hindernisse in meiner Karriere zu überwinden», betonte sie nachdrücklich gegenüber dem Frauenblatt.

Meine Wurzeln liegen in Hamburg, gesellschaftlich bin ich auf Zürich ausgerichtet, die wunderbare Genferseelandschaft ist mein Erholungsraum und Mexiko eine Art Wahlheimat», sagt Dr. Erika Billeter mit der ihr eigenen Spontaneität.

So ganz heimisch geworden ist sie in Lausanne allerdings nie, obwohl sie sich

Foto Vera Isler

Erika Billeter mit ihren Chow-Chow-Hunden

die Gegenwartskunst

von ihrer vorgesetzten Behörde, dem Waadtländer Regierungsrat, durchaus getragen und unterstützt sieht. An der Sprache kann es nicht liegen, denn die geborene Deutsche, die seit 1960 in der Schweiz lebt, spricht ein tadelloses Französisch.
Dennoch: «Ich habe erst hier erfahren, was der Begriff 'Muttersprache' bedeutet. Die ganze Woche hindurch spreche ich praktisch nur Französisch, was mir gelegentlich ein Gefühl von Heimatlosigkeit gibt.
Nicht ganz einfach ist es auch, die Wesensart der Waadtländer zu verstehen. Für die Gegenwartskunst, die mir ein besonderes Anliegen ist, fehlt hier weitgehend das Interesse und die geistige Neugierde. Eine meiner erfolgreichsten Ausstellungen, 'La femme et le surréalisme', wurde mehrheitlich von Deutschschweizern besucht.»
«Ausstellungsmacherin» – mit dieser verhältnismässig neuen Berufsbezeichnung könnte man Erika Billeter zwar etikettieren, doch ist sie auch mehr und anderes. Blenden wir etwas zurück:

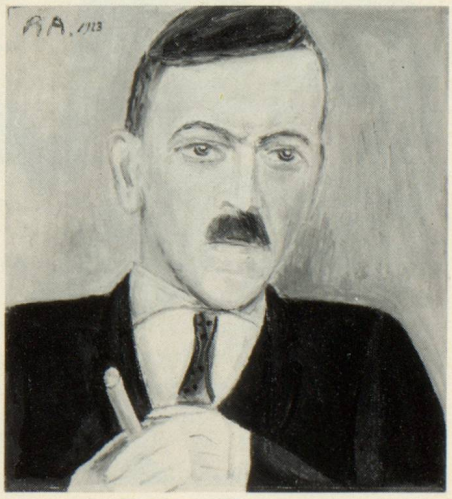
Als sie im Jahre 1962 durch Heirat nach Zürich kam, hatte sie eine Studien- und Assistentenzeit an den Universitäten von Köln, Paris und Basel hinter sich und über den «Einfluss von Dürer und Holbein auf die französische Kunst des 16. Jahrhunderts» dissertiert. In einem kunstsinnigen Elternhaus aufgewachsen («was mein Vater als Dilettant begann, habe ich professionell weitergeführt»), hatte ihr Studium in Kunstgeschichte, klassischer Archäologie und Deutscher Literatur durchaus die elterliche Unterstützung gefunden.

In Zürich gings steil bergauf. Nach einer ganz kurzen Assistentenzeit am damaligen Kunstgewerbemuseum (heute «Museum für Gestaltung») wurde sie als Nachfolgerin des zum «DU» wechselnden Konservators Dr. Willy Rotzler gewählt und avancierte 1969 zur Gründerin und ersten Leiterin des Museums Bellerive, das sie zur weitgehenden Unabhängigkeit vom Kunstgewerbemuseum führte.
Der Wechsel ans Kunsthaus Zürich fiel Erika Billeter nicht leicht, denn sie war in den sieben Jahren ihres Wirkens zu einer Art «Madame Bellerive» geworden, und man identifizierte sie mit dem besonderen Charme und der geistigen Ausstrahlung dieses Museums für angewandte Kunst mit Schwergewicht auf den Epochen Jugendstil und Art déco.
Doch schon in jenen Jahren zog es Frau Dr. Billeter unwiderstehlich zur Gegenwartskunst, und ihre Ausstellungen über amerikanische Kunst mit dem Werkstoff Glas oder über Textilkunst unter völlig neuen Aspekten können von heute aus als Pionierleistungen taxiert werden.
Als sich also Erika Billeter im Jahre 1975 entschloss, die Berufung ans Kunsthaus Zürich, wo sie bald zur Vizedirektorin ernannt wurde, anzunehmen, gingen auch hier starke Impulse für ungewöhnliche Ausstellungen von ihr aus. Das Thema «Malerei und Fotografie im Dialog» beispielsweise liess weltweit aufhorchen und ist auch heute noch nicht vollständig von ihr ausgeschöpft. Künstler wie Andy Warhol oder Joseph Beuys fanden in Zürich lange Zeit wenig Anerkennung. Die Pionierarbeit, die dem späteren Erfolg zugrunde liegt, ist weitgehend ein Verdienst von Erika Billeter. «Weshalb geht sie nur nach Lausanne?» fragte man sich lange Zeit im Zürcher «Kunstkuchen». Es muss wohl die verlockende Möglichkeit gewesen sein, als «erste Frau» zu arbeiten und keine Direktion über sich zu haben, welche Frau Billeter zum Wechsel vom geliebten Zürich auf unbekanntes Terrain bewog.

Wenn man ins imposante Palais de Rumine, einen Neurenaissance-Bau, tritt, in dem das kantonale Kunstmuseum untergebracht ist, und über die hohen Treppen in die dritte Etage steigt, überkommt einen schon ein gewisses Gefühl der Feierlichkeit. Aber «hohe» Kunst zelebrieren möchte die Direktorin eben nicht. Die aufgebrochenen Formen der Moderne, die direkte und gleichzeitig verschlüsselte Sprache von Künstlern wie Francesco Clemente, die jungen Österreicher, Joseph Beuys, Martin Disler, sind ihr ein besonderes Anliegen.
«Leider fühle ich mich von Publikum und Presse oft allein gelassen. Um dem Traditionsbewusstsein der Waadtländer entgegenzukommen und die museumseigenen Bestände ans Licht zu holen, stelle ich immer wieder Ausstellungen von Künstlern des Waadtlandes zusammen. Wir haben hier ja wunderbare Maler, wie die Gebrüder Sablet, René Auberjonois, Felix Vallotton, Alice Bailly. Dass auch bei solchen Expositionen der grosse Publikumserfolg ausbleibt, ist für mich schwer verständlich.»

Um so grösser ist allerdings der Erfolg, welche ihre im Ausland realisierten Ausstellungen finden. Als Gast-Curatorin der Kunsthalle Schirn in Frankfurt hatte sie beispielsweise sensationellen Erfolg mit der Ausstellung «Images de Mexico», der ersten grossen Schau über die mexikanische Kunst des 20. Jahrhunderts, die anschliessend auch an die Wiener Festwochen eingeladen und stark beachtet wurde.
Wien ist möglicherweise bald ohnehin eine bedeutsame Wirkungsstätte von Frau Dr. Billeter, wurde sie doch zur Professorin an die Akademie der bildenden Künste, wo sie als Leiterin des Instituts für Gegenwartskunst amten soll, berufen.

Die Ausstellung über Kunst aus Mexico beruht übrigens keineswegs auf Zufall. Dieses faszinierende Land mit den sich überlagernden Kulturen bedeutet eine Art Wahlheimat für Frau Billeter, die sich einerseits von Mexico angezogen und inspiriert fühlt, anderseits selbst Anregungen und Impulse ins mexikanische Kulturleben trägt.



Auberjonois: Porträt von Ramuz

Heute ist Frau Billeter mit dem internationalen Geschäftsmann Herbert M. Sommer verheiratet. Bedingt durch äussere Umstände führen die beiden eine Art Wochend-Ehe. «Eigentlich lebe ich sehr zurückgezogen», meint Erika Billeter nachdenklich. «Ich verausgabe mich mit meiner Arbeit so sehr, dass ich mir ein lebhaftes 'social life' kräftemässig kaum leisten könnte.»

Allein ist Frau Billeter allerdings in ihrem schönen, mit moderner Kunst ausgestatteten Haus in St. Légier bei Lausanne nie. Denn da sind die beiden prächtigen Chow-Chow-Hunde, welche seit neun Jahren ihre treuen Begleiter sind und bereits einen Vorgänger der selben Rasse hatten.

«Die Hunde bestimmen meinen Tagesrhythmus. Morgens um sieben Uhr bin ich mit ihnen schon unterwegs und zwar bei jedem Wetter. Auf dem ausgedehnten Spaziergang über die Felder strukturiere ich dann in Gedanken den Tag. Danach nehme ich beide Hunde mit ins Büro, wo sie den ganzen Tag über bleiben. Chows mögen nicht allein sein. Abends vergnügen sie sich noch ausgiebig im Garten. Ich hatte schon an meinen früheren Stellen meinen Hund beziehungsweise meine Hunde um mich. Mich muss man einfach mit Hund akzeptieren!»

In einem Jahr wird die in der Schweiz und im Ausland angesehene Kunsthistorikerin und Ausstellungsgestalterin Dr. Erika Billeter bereits in Pension gehen. Das kann und wird bei ihrem Temperament und ihrer Schaffenskraft nicht «Ruhestand», sondern neue Freiheit für neue Aufgaben und die ganz persönliche Lebensgestaltung bedeuten.

Annemarie Stüssi

A. De Frey: Paysage composé

Louis Soutter: Couple d'Eglise

E. Bieler: Femme en bleu

Fotos du Musée cantonale des Beaux-Arts

Die tönende Idee

Ein «Kulturradio» sollte es sein, eines, das den Dialog fördert, Literatur und Hörspiele pflegt – meinte die Lyrikerin und Publizistin Ingrid Isermann. Als erste Frau in der Schweiz reichte sie im Alleingang ein Gesuch um eine Radiokonzession ein. Radio Zürichberg sendet – als Versuch – eine Woche Gesprächskultur live aus einem mobilen Tram-Sendestudio in Zürich vom 5. bis 11. Dezember 1988.
Neben Ingrid Isermann als Chefredaktorin sind noch Roman Fust als Programmleiter und die Journalistin Marie-Therese Larcher im Vorstand des Vereins Radio Zürichberg vertreten.

Lebendig reden – andere überzeugen

Wer sich beruflich, sozial oder politisch engagiert, kommt manchmal in die Situation, vor anderen Menschen öffentlich in kleinerem oder grösserem Rahmen reden zu müssen. Dabei stellt sich immer wieder die Frage: Wie kann ich die anderen von meinen Ideen, meiner Meinung überzeugen?
Dieser Kurs bietet den Teilnehmerinnen eine Einführung in die Grundregeln der Redetechnik. Neben der Theorie bilden praktische Übungen aus dem Erfahrungshintergrund der Teilnehmerinnen einen wichtigen Schwerpunkt.
So kommen Sie in diesem Kurs vom «reden müssen» zum «reden wollen und können»:
▷ Vorbereitung und Aufbau eines Referats.
▷ Worauf ist beim Formulieren zu achten?
▷ Präsentationstechniken.
▷ Was mache ich gegen das Lampenfieber?
Leitung: Anita Fetz/Ruth Marx, FEMMEDIA
Dauer: Freitag- bzw. Montagabend von 20 bis 22 Uhr und Samstag bzw. Dienstag von 9 bis 17 Uhr.
Daten:
Zürich: Freitag/Samstag, 20./21. Jan. 1989
Zürich: Montag/Dienstag, 6./7. Febr. 1989
Bern: Freitag/Samstag, 10./11. März 1989
Basel: Freitag/Samstag 16./17. Juni 1989
Anmeldung: FEMMEDIA, Claragraben 78, 4058 Basel Tel. 061/6811915

Was bedeutet die Annäherung der Schweiz an die EG für uns Frauen?

Datum: Mittwoch, 30. November 1988
Ort: Carlton Elite Hotel Zürich, Bahnhofstrasse 41, 8023 Zürich
Zeit: 17.30–ca. 20.00 Uhr
17.30–18.15 Referat von Staatssekretär Eduard Brunner
18.15–18.45 Pause, Möglichkeit für eine kleine Zwischenverpflegung
18.45–20.00 Podiumsgespräch unter der Leitung von Eduard Brunner
mit
Ständerätin Josi Meier CVP
Nationalrätin Doris Morf, SP
Nationalrätin Elisabeth Zölch, SVP
und
Direktor Peter Clavadetscher vom Schweizerischen Gewerbeverband

Schriftwechsel – Frauen und Literatur

Erstmals werden in diesem Herbst in Zürich Literaturtage stattfinden, an denen ausschliesslich Autorinnen lesen. Die Veranstaltung «Schriftwechsel – Frauen und Literatur» soll Deutschschweizer Schriftstellerinnen Gelegenheit geben, ihre Werke vorzustellen, und zwar in einem für Diskussion, Kritik und Lob unter Frauen offenen Klima.
Die Veranstaltung umfasst Einzellesungen, eine Gruppenlesung, Workshops und ein Text- und Liederprogramm von Silvia Jost. Zu Einzellesungen sind eingeladen: Maja Beutler, Maya Bianchi, Erica Brühlmann-Jecklin, Eveline Hasler, Hanna Johansen, Salomé Kestenholz, Marie Luise Könneker, Erica Pedretti, Hanna Rutishauser, Bea Schilling, Verena Stefan und Verena Wyss.
Im weiteren lesen Charlotte Beck, Erika Hänni, Marie-Louise Juen, Isabel Morf und Theres Roth Hunkeler unveröffentlichte Texte.
Ort: Quartierzentrum Kanzlei, Kanzleistr. 56, 8004 Zürich (Tram 8 bis Helvetiaplatz)
Datum: 19. November, 10 bis 20.30 Uhr, 20. November, 10.30 bis 16 Uhr

Eine halbe Wahrheit ist eine ganze Lüge

Begegnung, Lesung und Gespräch mit der DDR-Schriftstellerin und Psychotherapeutin Helga Schubert, Berlin, Trägerin des Heinrich-Mann-Preises 1986. (Von Helga Schubert im Luchterhand-Verlag erschienen: «Das verbotene Zimmer».)
Ort: Evangelisches Tagungszentrum Schloss Wartensee, 9400 Rorschacherberg
Datum: 20. November 1988, 11–16 Uhr, mit Kinderhort
Anmeldung:
Schloss Wartensee,
Tel. 071/424646

Die Vater-Töchter ...

... sind als zahme und rebellische, intellektuelle Töchter aufgewachsen zwischen Anpassung und Widerstand. Oft leiden sie unter Gefühlen von Macht-losigkeit, Wertlosigkeit und Un-zulänglichkeit.
In diesem Workshop geht es darum, zu erkennen, wo die verhängnisvollen Verknüpfungen und Ängste liegen, wo immer wieder die angepasste «Tochter» zur eigenen Falle wird.
Mit Imaginationen (Bilderreisen), Malen, Körperübungen und Gesprächen wird unter Leitung von Stefania Cerretelli, Maltherapeutin, gearbeitet.
Datum: Montag, 28. Nov., 13.00, bis Donnerstag, 1. Dez., 12 Uhr
Ort: Villa Kassandra, Les Bornes, 2914 Damvant JU
Informationen:
Telefon 066/766185

Feministische Supervision für Frauen in helfenden Berufen

Rahel Hutmacher ist Psychotherapeutin, Supervisorin, Dozentin und Schriftstellerin, arbeitet seit vielen Jahren nur mit Frauen und bietet diesen Kurs an für etwa acht Frauen in helfenden Berufen wie Beraterin, Therapeutin, Ärztin, Lehrerin, Krankenschwester, Pfarrerin, Sozialarbeiterin usw.
Ein Einführungswochenende soll ein Kennen- und Entscheidungswochenende für eine Jahresgruppe 1989 sein.
Ort: Villa Kassandra, Les Bornes, 2914 Damvant JU Tel. 066/766185
Daten: Einführungswochenende: Freitag, 9. Dez., 20 Uhr, bis Sonntag, 11. Dez., 17 Uhr
1989 jeweils Freitag bis Sonntag: 24.–26. Febr./21.–23. April/2.–4. Juni/15.–17. Sept./13.–15. Okt./8.–10. Dez.
Weitere Informationen betr. Anmeldung: Villa Kassandra, Tel. 066/766185

Zärtlichkeit und Zorn

Eine Frauen-Adventstagung unter Leitung von Gina Schibler und Reinhild Taitler.
Ort: Evangelisches Tagungs- und Studienzentrum, 8708 Männedorf
Datum: 26./27. November 1988
Detailliertes Programm: Boldern; Tel. 01/9221171

Die alten Männermuster bröckeln ab

Das Geschäft gehört den Männern, das Risiko tragen die Frauen

Das Geschäft mit Frauen aus der Dritten Welt spielt sich auf drei Ebenen ab: jener der Gogo-Girls, der Prostitution und der Heiratsvermittlung. Mitunter greift eine in die andere über.

ro. 1986 wurde in Freiburg ein Mann wegen Zuhälterei verurteilt, der Frauen aus Mauritius im Hinterzimmer eines Cafés zur Prostitution anbot. Der Mann, selber mit einer Mauritierin verheiratet, hatte eine Heiratsvermittlung aufgezogen, deren Kunden vorab Kleinbauern, Handwerker u. a. aus dem Waadtländer und Freiburger Hinterland waren. Bei seiner Verhaftung war er in Kontakt mit über hundert heiratswilligen Frauen aus Mauritius, die er in die Schweiz vermitteln wollte. Auch weitere Ehemänner von Mauritierinnen wurden verdächtigt, ihre Ehefrauen zur Prostitution angehalten oder sie misshandelt zu haben.

Ein anderer Frauenhandel flog letzten April im Tessin auf: Ein mit einer Thailänderin verheirateter Schweizer hatte unter dem Deckmantel einer Agentur namens «Katja» ein offenbar florierendes Geschäft mit Thai-Frauen betrieben. Ob die eingeflogenen Thailänderinnen «nur» als Gogo-Girls verschachert oder auch als Prostituierte eingesetzt wurden, ist bisher nicht bekannt.

Scheinehen

Im vergangenen Frühling leitete die Freiburger Staatsanwaltschaft zehn Verfahren zur Annullierung von Scheinehen ein, vorab zwischen Schweizern und Frauen aus Kamerun. Laut Anne Colliard, Substitutin des Staatsanwalts, finden im September die ersten Einvernahmen statt, nachdem die Eheleute Fristverlängerung verlangt hatten. Aufmerksam wurden die Behörden aufgrund von Polizeikontrollen im Milieu, die eine auffallend hohe Zahl von schwarzen Dirnen mit roten Pässen ergeben hatten. Wie sich inzwischen herausstellte, sind einige dieser Frauen bereits in ihren Heimatländern verheiratet.

Wie und wo die Fäden dieses Handels zusammenlaufen, konnte Frau Colliard noch nicht sagen. Sind die Ehemänner eher naive Opfer oder abgebrühte Täter? – Die Staatsanwaltschaft vermutet, dass zumindest einige von ihnen für die Heirat bezahlt wurden.

«In der Gosse gelandet»

Eine Zunahme von Ehen zwischen Frauen aus Kamerun und jungen Schweizern aus bäuerlichen Verhältnissen stellt auch die Schweizer Botschaft in Youndé fest. Einige der geehelichten Frauen sollen laut Bericht der interdepartementalen Arbeitsgruppe in der Schweiz «in der Gosse gelandet» sein. In Lausanne ist eine Strafuntersuchung hängig.

Annemarie Schmitz, Mitarbeiterin des Dritte-Welt-Frauen-Informationszentrums (FIZ) in Zürich, schreibt in einem 1987 erschienenen Buch, dass sich um den Erwerb von Schweizer Pässen ein eigener Markt etabliert habe: ledige Männer, meist aus dem Milieu, würden gegen Bezahlung (bis 40 000 Franken) Frauen aus der Dritten Welt heiraten. Geködert als Schein-Ehepartner werden offenbar auch Drogenabhängige. Durch die Heirat entfallen die Probleme mit der Aufenthaltsbewilligung für Gogo-Girls (auf acht Monate beschränkt), und auch die Arbeit als Prostituierte ist legalisiert.

Nicht nur in Freiburg, auch in anderen Kantonen wird mitunter zur Nichtigerklärung von Scheinehen geschritten. So annullierte zum Beispiel das Bezirksgericht Aarwangen letzten Februar eine Ehe zwischen einem Schweizer und einer Frau von den Antillen; ein weiteres Verfahren vor dem gleichen Gericht ist noch hängig. Ebenfalls hängig ist eine Klage zur Nichtigerklärung einer Ehe zwischen einem Schweizer und einer Thailänderin vor dem Berner Bezirksgericht.

Bestraft wird die Frau

Was geschieht, wenn eine solche Ehe annulliert wird? – Nun, die Frau verliert das Schweizer Bürgerrecht, das heisst, sie wird umgehend ausgewiesen. Und der, womöglich gut honorierte, Schein-Ehemann? Dem passiert in der Regel nichts.

Aus: «Berner Zeitung»

Mehr Frauen an die Universitäten

Der Verein Feministische Wissenschaft Schweiz hat an einer Tagung in Bern Strategien in der Wissenschaftspolitik entwickelt. Zentrales Thema war die Untervertretung der Frauen an den Universitäten. Es wurde unter anderem beschlossen, ein Modellgesetz zu erarbeiten, um bei der Uni-Gesetzesrevision den unter den Dozenten und Studierenden untervertretenen Frauen gleiche Zulassungschancen zu sichern.

Weiter will sich der Verein dafür einsetzen, dass er vermehrt von wissenschaftspolitischen Instanzen als Ansprechpartner akzeptiert wird.

Aus: «TA»

> Für den Mann von heute gibt es letztendlich nur eine Alternative: seine Veränderung als Garantie für eine tragfähige Zukunft oder seinen Untergang – kollektiv in der ökologischen oder atomaren Katastrophe, individuell in zunehmender Unzufriedenheit, Stress, Krankheit und frühzeitigem Tod. Insofern ist Veränderung gleichbedeutend mit Zukunft.
>
> Walter Hollstein, Soziologe, Autor des soeben bei Hoffmann und Campe erschienenen Buchs «Nicht Herrscher, aber kräftig. Die Zukunft der Männer».

Sie beraten die Bundesräte

Jeder Bundesrat hat zwei persönliche Mitarbeiter. Die Bundesräte haben folgende Berater als engste Mitarbeiter ausgewählt:

Otto Stich: Elisabeth Baumann (37), lic. rer. pol., und Jean-Noël Rey (40), Dr. rer. pol.

Elisabeth Kopp: Katharina Schoop (38), Dr. jur., und Christoph Häni (39), Rechtsanwalt.

Adolf Ogi: Niklaus Lundsgaard-Hansen (31), Rechtsanwalt, und Marc Furrer (37), Rechtsanwalt.

Jean-Pascal Delamuraz: Daniel Margot (54), Primarlehrer, später Direktionsassistent des SRG-Generaldirektors, und Philippe Jaccard (37) lic. oec.

René Felber: Margrith Hanselmann (35), lic. jur., und Pierre Combernous (38), Dr. rer. pol.

Flavio Cotti: Eduard Brogli (31), Dr. jur., und Mariangela Wallimann-Bornatico (40), lic. jur.

Arnold Koller: Raymond Loretan (33), lic. jur., zweite Stelle ist vakant.

Aus: «TA»